12

Landesbibliothek
Coburg

Xllur
13351
1
31
Coburger Landes-Bücherei

Romantische Geschichten der Vorzeit.

Ich heiſse Luithild

Zehnter Band.

Leipzig,
bei Johann Benjamin Georg Fleiſcher
1798.

H.S.C.G.S. BIBLIOTHEK
COBURG

Landesbibliothek
Coburg

Vorrede.

Es ist der lieben Abwechselung — die unter dem Monde so sehr, als der Mond, dieses wechselnde Licht selbst, geliebt wird, — wegen geschehen, daß ich die Erzählung No. V. in gegenwärtiger Sammlung, ganz in dramatischer Form geschrieben habe; und weil ich auch weiß, daß diese Art und Weise eine Erzählung zu behandeln, von der Lesewelt geliebt wird. Da ich nun derselben gern gefäl-

lig bin, so ist das so geschehen, wie es geschehen ist. Ich will hoffen, es recht gemacht zu haben!

No. III. dieser Sammlung, gehört unter die Schwänke der Vorzeit, und als einen Schwank, wie ich ihn gefunden habe, gebe ich ihn wieder.

Die übrigen Nummern, gehören unter die Gattungen von Erzählungen, welche die Leser schon kennen. Das Wunderbare derselben, wird denenselben nicht schaden, hoffe ich.

Von den, in der Vorrede des vorhergehenden Bandes dieser Romantischen Geschich-

schichten, versprochenen Anekdoten aus der Vorzeit, ist bereits in der Ostermesse 1797 bei dem Herrn Verleger dieses Werks, die Erste Sammlung erschienen; die zweite, ist unter der Presse. Ich will wünschen, daß die Leser sich dieselben gefallen lassen mögen. Für Unterhaltung wenigstens, hoffe ich gesorgt zu haben. — Noch bis jetzt, habe ich keine kritische Stimme darüber vernommen. Es wird aber wohl noch geschehen, und ich hoffe das Beste, zum Besten des dabei interessirten Kleeblatts von Autor, Verleger und Lesern. Kömmt der Kritiker noch dazu, so wird es vierfach, und vierfache Kleeblätter, sind — wie es im gemei-

meinen Leben heißt, — Blätter, von guter und erfreulicher Vorbedeutung.

Geschrieben zu Weimar am Tage Aller-Seelen 1797.

A. V.

Ver-

Verzeichniß

alter Wörter und Gewohnheiten, Sitten und Obliegenheiten der Vorwelt, welche in diesen Romantischen Geschichten der Vorzeit angeführt, und erklärt zu finden sind.

Anmerk. Die römische Zahl weißt auf den Band, die deutsche auf die Seitenzahl; wobei mehrentheils auf die daselbst befindlichen Anmerkungen Rücksicht zu nehmen ist.

Ablaß	III. 50
Achtschatz	III. 43
Achtserklärungs Formular	IV. 30
Adelschalk	IV. 15. 201. V. 89
Advocatus	V. 49

Albergaria . . VI. 28
Arrets d' Amour. Arresta Amorum IX. 291
Armiger . . . VI. 80
Atz. Atzung . . . VI. 28
Bannfluch . . IV. 9. 11
Basilisk . . . IV. 6
Begehrende . . . VI. 30
Besenritterin . . . IX. 59
Besiebenen . . . VII. 98
Bete . . . VII. 95
Bettsprung . . . II. 145
Bindebrief . . . IV. 189
Bliden . . VI. 151. VII. 87
Bockreuterin . . IX. 59
Buschfischer . . IX. 198
Buse . . . III. 52
Catoptromantia . . IX. 72
Champion . . . VIII. 179
Charitas. Charitas vini . V. 99
Christiblutsunterschrift . I. 104
Chrystallomantia . . IX. 54
Cobalos . . . IX. 58
Copa. Cupa. Couper . . II. 238
Çorte d' Amore . . IX. 289

Dank,

Dank, im hohen Zeuge = II. 32
Degen = = = II. 99
Deposition = = = III. 44
Devisen = I. 198. 201. III. 271. V. 274
Ding = = = VIII. 181
Docke = = = VIII. 69
Domicella = = = VIII. 132
Edelknecht = = VI. 89
Ehebruch = = = III. 164
Ehrentrunk = = = II. 253
Eid, im Kampfe = = III. 155
Eid, falscher = = III. 183
Eschtag. Eschemittwoch = IV. 8
Exkommunikation = IV. 9. VII. 139
Fackeltanz = = = II. 46
Fastnachts=Mummerei = V. 144
Fehdebrief = = = IV. 24
Feuerprobe = = = III. 151
Fräulein = = = VI. 29
Frau = = = VI. 77
Freischöpf = = VIII. 175
Freysam = = = IX. 50
Gabelträgerin, Gabelreuterin = IX. 59
Galsterweib = = IX. 59

Gan. Ganerbschaft	VIII. 166
Gastfreiheit	IV. 163
Gau	VI. 74
Gauff. Gauffdirne	VIII. 252
Geleit. Geleitsherr	III. 180
Geräder. Gerather	VII. 295
Giftköchin	IX. 59
Göw	VI. 74
Gottesurtheile	I. 64. III. 151
Hageprunk	VIII. 276
Hagestolz	VII. 292
Hahn, rother	V. 28
Handfeste	I. 12
Haube	VII. 293
Hauswirthin	VI. 77
Heiden	III. 54
Heiligen Schwur	V. 77
Helm	II. 156
Helmabnahme	I. 37
Helmkleinod	I. 110
Helmlör	I. 205. III. 213
Hexe	IX. 30. 32. 41. 59
Hexen-Merkmal	V. 149
Hexen-Salbe	IX. 127

Holz

Holderblume I. 119
Hügen VI. 131
Hundetragen III. 150
Inclusus VIII. 260
Juden. Jüdin II. 228. III. 181
Junkherr IV. 14
Kätchen IV. 120
Kaisertanz II. 46
Kampfeid III. 155
Kampfspiel I. 109
Kehlenhof V. 161
Klefe IV. 16
Klosteradvokat V. 49
Klostervermächtniß VII. 69
Knechte V. 281
Kobold IX. 59
Kopf II. 238
Kopfbete VIII. 21
Kornmede VIII. 17
Kreuzprobe VI. 82
Kreuzwoche VI. 56
Kufe II. 238
Kuttelhof V. 161
Laleyen IX. 57
Land=

Landfahrer. Landstürzer V. 156. VI. 235
Laune = = = IX. 51
Liebeshof = = IX. 289
Lockbares Weib = VII. 293
Lugen = = = V. 156
Magd = = = II. 228
Maithau = = IX. 70
Mannen = = IV. 21
Mantelfahrerin = = IX. 59
Milchdiebin = = IX. 59
Minne = = = VI. 45
Minnebrief = = II. 214
Minnesold = = = VI. 45
Morgentrunk = = II. 52
Mummenschanz = = VIII. 279
Nachthose = = = IX. 59
Nagelprobe = I. 236. II. 242
Narren, gebrödete = = V. 276
Narren-Kirchweihe = V. 144
Nebelhexe = = = IX. 59
Nontag = = = II. 253
Nothemd = = VIII. 289
Nothschwert = = VIII. 290
Oben hinaus und nirgend an = IX. 127
Ober=

Oberwappen	I. 110
Obmann	I. 12
Ordalien	I. 64. III. 151
Ortband	II. 27
Ostertag, bluer	V. 102
Panisbrief	VI. 133
Pas d'armes	I. 109
Petschaft-Gebrauch	IX. 223
Pfaffheit	IV. 162
Pfand, zum Kampfe	III. 155
Pickelhaube	IX. 206
Poculum charitatis	V. 99
Pönhase	VII. 295
Possenreisser	VII. 49
Prunkreden	VII. 153
Rand	II. 32
Rath, lustiger	IX. 107
Reuterei	IV. 25. V. 50
Ring	VII. 292
Ringfertig	V. 97
Rittergeleit	VI. 142
Ritterjustiz	I. 97
Ritterschlag	III. 9
Ritterstandes-Benennungen	III. 10

Rit-

Ritterwürde = = III. 10
Rosenspiel = = III. 171. 174
Rüstmeister = = II. 296
Sakramentsgenuß = = III. 213
Sattelleben = IV. 25. 272. V. 50. IX. 198
Schaube = = = VII. 9
Scheinng = = VII. 95
Schellentracht = = I. 111
Schewr = = = VI. 241
Schild und Helm, zu, geboren = IV. 15
Schildknecht = = IX. 206
Schildzeichen = I. 98. 201. III. 213
Schlaftrunk = = II. 249
Schmalzflügel = = IX. 59
Schmiervogel = = IX. 59
Schmitfessel = = IX. 206
Schmunzeln = = VIII. 29
Schranken aufblasen = I. 197
Schranken Sitz = = II. 25
Schreibunkunde = = II. 249
Schuppenkraut = = IX. 70
Schwalbenstein = = IX. 70
Seelengeräthe = III. 45. IV. 6
Seelenkühlung = . = VII. 69
Selde

Selde VI. 45
Seldenhort VI. 46
Serpent II. 104
Sfragistik VI. 251
Siegelart IV. 88
Sittig IX. 50
Spielleute VII. 49
Sporen, der Ritter I. 63. VII. 10
Sonntag, gůldener II. 57
Staudenhecht IX. 198
Stecherdank II. 32
Stegreifleben IV. 25. 272. V. 50. IX. 198
Steuber V. 63. 291
Stigma V. 149
Stråhlen III. 48
Tensons IX. 290
Trinkgelag und Trinkluſt II. 270. 271
Turniergeſetze II. 253
Uffarthstag II. 253
Unſchuldskampf I. 64. III. 155
Ustag VII. 87
Verlies II. 25
Vogtbarkeit IV. 8
Wåppling VIII. 128

Waffen=

Waffenbestimmung : : III. 155
Wahlsprüche : : V. 274
Wappener : : VIII. 128
Wappenschau : : II. 184
Wedel : : : IV. 45
Wehrhaftmachung : I. 21. III. 163
Wettermacherin : : IX. 59
Wirthin : : IV. 30. VI. 79
Wissender : : VIII. 176
Witzbold : : VIII. 253
Wonnigliche : : VIII. 29
Wortbruch : : III. 21
Wunderfrevel : : IX. 50
X für ein U machen : : III. 23
Zarte : : : IX. 32
Zaubersche : : IX. 59
Zeitblick : : VII. 153
Zelter : : I. 111. II. 160

Roman-

Romantische

Geschichten der Vorzeit.

Zehnter Band.

„Weis ich es doch gar nicht zu sagen, noch mit Worten auszudrucken, wie sogar anmuthig und lehrreich es ist, zu wandeln in dem Haine der Geschichten, die die Vorwelt uns hinterlassen hat! da ist Freude und Lust, und Vergnügen vollauf! da ist die Quelle lehrreicher Belehrung und Unterhaltung, und der Spiegel, der uns zeigt alles was da geschehen ist, um uns das aufgefangene Bild wieder zu geben.“

Joh. Rist.

I.

Rudolf von Fohren.

Stattlich und hoch prangte im XIV. Jahrhundert am Ufer des Mains, Herrenstein, eine der schönsten Vesten der Vorzeit. In ihr haußte Ritter Ulfar von Fohren, ein mannlicher Kämpe, und wohlgemutheter, stolzer Degen. Er hatte viel Geld und Guth, ererbt und erkämpft, war glücklich verheurathet, und genoß des Lebens unter abwechselnden Festen bei'm Becher, den er sehr liebte.

Ulfars*) einziger Sohn Rudolf, ein schöner Jüngling, ehrlich und treu, tapfer wie sein Va-

*) Die neuern Ritter-Romanen-Schriftsteller geben ihren Helden und Heldinnen oft Namen, die blos erfunden, und nichts weniger, als in der Vorzeit gebräuchlich gewesen sind. Sie würden dieselben auch oft schwerlich etymologisch erklären können. Deshalb werde ich in Zukunft Rechenschaft auch meinen Lesern über diesen Punkt, geben. Somit, sey denn begonnen. — Ulfar, d. i. Hülfer, Helfer;

Vater, und gutherzig wie seine Mutter, war seit einem Jahre wehrhaft gemacht worden, trat sein zwei und zwanzigstes Jahr an, und lebte still in der geräuschvollen Burg seines Vaters. — Dieser liebte seinen Sohn, aber das wollte ihn nicht an denselben gefallen, daß er kein entschiedener Liebhaber des Weins war.

Einst saßen sie bei der Tafel, und Ulfar zechte in Gesellschaft seines Kaplans wacker darauf los, als es zu einer Unterhaltung kam, an der wir Theil nehmen müssen.

„Du bist ein braver Junge, sagte Ulfar gegen Rudolfen gewendet; und ich hoffe, du wirst deinem Vater, deinen Geschlechtsnamen, und dir selbst im Heil. Röm. Reiche viel Ehre machen" —

„O ja! gewiß, lieber Ulfar!" — sagte Rudolfs Mutter, Frau Anna.

Ulfar. Aber — was mir an dir nicht gefällt —

Rudolf. Bester Vater! —

Ulfar.

fer; (Salvator, Auxiliator.) — Rudolf, d. i. Rath-Hülf. — S. Dr. M. Luthers Namen-Büchlein. Ausgabe Leipz. 1674. S. 1. und 2.

Ulfar. Das ist, daß du gar zu bescheidentlich trinkst, nie deinen Becher auf einen Zug leerst, und bei dem dritten leeren Becher, schon zu trinken aufhörst.

Anna. Das wird sich geben!

P. Berthold. Nach und nach —

Ritter Mellen. 's kömmt mit der Zeit.

Ulfar. Nun, so stoß an! Rudolf, deine Braut!

Rudolf. Meine Braut?

Anna. Seine Braut? — Rudolfs Braut?

Mellen. Ja, ja! seine Braut.

Ulfar. Seine Braut! — Es muß heraus. — Ritter Mellen hat mir so eben das Jawort gebracht.

Anna. Das Jawort? — Und ich —

Ulfar. Freilich hast du keine Silbe davon gewußt, und Rudolf auch nicht; das thut aber nichts zur Sache. — Als ich vor acht Tagen mit Nachbar Mellen in Würzburg war, trafen wir in der Herberge auf Graf Emerich *)

 den

*) Emerich, so viel, als Immerreich. — S. Ebendas. a. a. O. S. 8.

den Wetterauer. Der war gar freundlich und gut, und schleppte uns mit zu seinem Schwager, den Domprobst. — St. Jörg und Veit! wie wurde dort gezecht! —

P. Berthold. Das läßt sich vermuthen. Der Herr Domprobst weiß höfisch und stark zu trinken.

Mellen. Gewiß! — Aber wir haben ihm auch nichts nachgegeben, denke ich.

Ulfar. Gewiß nicht! Es wurde weidlich gezecht. — Da waren denn nun auch des Grafen Hausfrau, und seine beiden Töchter anwesend. Die älteste ist versprochen, die jüngste, war's noch nicht. Schöne Fräuleins! das muß ich sagen. Sie sind des Grafen einzige Kinder und haben viel Geld und Guth nach seinem Tode zu gewarten. — Agnes, das jüngste Fräulein, gefiel mir ganz besonders. Ich sagte das dem Alten. Der Graf lächelte, und sprach von Rudolfen. Wir rückten näher zusammen. — Nach der Zeit hat er mit Frau und Tochter gesprochen, und nun hat mir Mellen das Jawort zur Verbindung der züchtigen, holden Agnes, mit meinem Rudolf

dolf gebracht. — Du hast ja das Fräulein gesehen —

Rudolf. In Mainz — ja! Aber —

Ulfar. Sie muß dir gefallen haben.

Rudolf. Ich hatte —

Ulfar. Du bist also nun Bräutigam. Auf Johannis Sonnenwende*) sollt ihr Hochzeit machen. Lange wollen wir euch nicht quälen.

Rudolf. Aber Vater! — — Ich habe noch gar nicht an's Heurathen gedacht.

Ulfar. So denke nun daran.

Rudolf. Ich wollte erst in die Welt ziehen, und —

Ulfar. Wozu das? was könnte dir das frommen, als fahrender Landstürtzer in der Welt umher zu ziehen? du bist vermögend, deine Frau wird dir auch Geld zubringen. Ich

*) Das Johannisfest. Der 24. Junius. Sonnenwende. Sungichten. Solstitium. — S. Scheffers Uebersetz. des Haltausischen Jahrzeitbuchs. Erlangen 1797. S. 109. — 111. — Helwigs Zeitrechnung ꝛc. Wien. 1787. S. 33. 51.

trete dir eins meiner Schlösser ab, und du kannst ein Leben führen, wie es ein deutscher Biedermann sich nur wünschen kann. — Anna! Herr Pater! habe ich nicht recht?

Anna. Wohl, wohl! — Aber — ich hätte vorher —

Ulfar. Auch gern etwas davon gewußt?

Anna. Freilich!

Ulfar. Das ist versehen worden. Es soll nicht wieder geschehen. — Rudolf! hast du etwas gegen das Mädchen einzuwenden?

Rudolf. Nein.

Ulfar. Aber gegen die Heurath?

Rudolf. Ja.

Ulfar. So kannst du dich geradezu aus dem Schlosse packen. — Beschimpfen kann ich mich und das Mädchen nicht lassen. Ich habe anfragen lassen. Man hat Ja gesagt. Es muß nun Wort gehalten werden.

Rudolf. Das sehe ich wohl ein, aber —

Ulfar. Hast du schon eine Liebschaft?

Rudolf. So hättet Ihr doch wohl vor Eurer Anfrage fragen können.

Ulfar. Junge!

P. Berthold.

P. Berthold. Gelassen! gelassen!

Ulfar. Den Teufel auch! — Hast du eine Liebschaft?

Rudolf. Ja.

Ulfar. Ja? — Ohne daß ich ein Wort davon weiß?

P. Berthold. Herr Ritter, gelassen!

Ulfar. Wer ist sie? wie heißt sie? — — Nun? Bekomme ich keine Antwort?

Rudolf. Wenn Ihr gelassener seyd, will ich mich Euch vertrauen.

Ulfar. Junge! mache mich nicht wild.

Mellen. Edler Junkherr! seyd offenherzig.

Rudolf. So bald es Zeit ist.

Ulfar. Jetzt ist es Zeit. Es soll Zeit seyn!

Anna. Lieber Ulfar!

P. Berthold. Herr Ritter! — Nur gelassen.

Ulfar. Bube! rede.

Rudolf. Ich kann nicht.

Ulfar. So geh mir aus den Augen, Ungerathener!

Rudolf. Das bin ich nicht. — Seyd gerecht, und vergönnt mir das Recht, das mir gehört, mir selbst ein Weib zu suchen.

Ulfar. Ich enterbe dich, wenn du Graf Emerichs Tochter, Agnes, nicht ehelichen willst.

Rudolf. Ich kann nicht.

Ulfar. Du kannst nicht?

Rudolf. Ich darf nicht.

Ulfar. Warum nicht.

Rudolf. Ich gab mein Wort.

Ulfar. Wort muß der Edelmann halten, sonst ist er ein stinkender Schelm *) der menschlichen

*) Ueber das Wort Schelm ist viel und mancherlei geschrieben und gemuthmaßet worden. „Schelm potest etiam dici quasi Schlimm," sagt Keller de success. ab intestato. tit. 15. n. 9. — „Schelmen, quasi Schildnemmen, qui scutum desuerunt. Scutum reliquisse praecipuum flagitium." Besold Thes. Pract. T. 1. f. 867. — Es soll also das Wort Schelm eine Person anzeigen, die sich habe das Schild nehmen lassen, was schon bei den ältesten Deutschen ein großer Schimpf war. — Hoeping Hist. Insign. c. 21. n. 57. meint, das Wort Schelm heiße so viel, als Schildmann, und dieser Meinung pflichtet bei

lichen Gesellschaft. — Aber in dieser Sache, hättest du ohne deines Vaters Vorwissen, dein Wort nicht geben sollen.

Rudolf. Ich bin mündig.

Ulfar. Junge!

p. Berthold.

bei Spener Heraldica. P. 1. p. 82. §. 2. Allein diese, ist wohl die schwächste und unerweißlichste Meinung.

Vielmehr heißt Schelm, eine Seuche, die Pest, und ein todes Thier, (cadaver.) Daher kömmt es auch, daß die Herrn von Schelm, ein Todenbein, in ihrem Wappen führen. S. Oetters Riedeselische Nachrichten ꝛc. S. 39. Spener Heraldica. P. 1. p. 366. §. 13.

Bei Wachter (Glossar. p. 1396.) heißt es: „Schelm, cadaver proiecti animalis. Inde, Schelm; talis homo, quem omnes tanquam morticinium, sepultura indignum, execrantur."

Scherz Glossar. p. 1390. 1391. „Schelm, cadaver; contagio. Certa morbi species. — Schelm, vocab. injuriosum, quasi diceretur, quis ita corruptus, ut aeque ac pestilentia laborans, sit vitandus."

Für deutsche Leser also: Ein Schelm war ein verabscheuungswürdiger Mensch, den man wie die Pest floh, und wie ein gefallenes Aas verabscheute. Und so, nimmt's und meint's auch hier unser Ritter.

P. Berthold. Gelassen, Herr Ritter!

Ulfar. Wer ist das Fräulein, das du liebst?

Rudolf. Sie ist —

Ulfar. Doch nicht etwa gar die Tochter des alten Hochbergers, meines Todfeindes? — Stärker könntest du mir wohl nicht an's Herz greifen, als jetzt durch ein Ja. — Rede! ist sie es?

Rudolf. Nein, diese nicht. Aber —

Ulfar. Doch ein Aber?

Rudolf. Ach ja!

Ulfar. Junge! deine Liebesgeschichte wird mir Leid bringen. Das merke ich schon.

Rudolf. Vater! ich — weiß selbst nicht, wer das Mädchen ist.

Ulfar. Noch besser! Eine Unbekannte willst du mir in meine ritterliche Burg führen, die wohl gar nicht einmal aus edeln Geschlechte entsprossen ist?

Rudolf. Das ist sie gewiß! — Sie ist edel, tugendhaft und schön, aber unglücklich.

Ulfar. Ich will einmal bei Laune seyn, und will dich gelassen anhören. Aber jetzt erzäh-

zähle alles aufrichtig, was du von dem Mädchen weißt, und wie du mit ihr bekannt geworden bist.

Rudolf. Hört mich an, bester Vater!

Ulfar. He Lutz! frischen Wein.

Rudolf. Vor zwölf Tagen kam ich, wie Ihr wißt, vom Oehm Kurt, aus Heidelberg zurück. — Ich mochte bis hieher, auf das Schloß, etwa noch drei Stunden zu reuten haben, und trabte rasch über die Haide, nahe an dem Herren-Forste vorbei, als ich auf einmal eine sehr angenehme, weibliche Stimme vernahm. — O! es war ein überirrdischer Gesang, den ich hörte!

P. Berthold. Hm!

Rudolf. Ich hielt, und lauschte mit Entzücken. — Der Gesang kam aus dem Forste, mir immer näher, und endlich kam ein Mädchen zum Vorschein, — ein Mädchen, bester Vater! — von entzückender Schönheit. — Sie erschrack, als sie mich sah, und wollte umkehren. Ich rufte ihr zu —

Ulfar. Und sie blieb stehen?

Anna. Blieb sie wirklich stehen?

Ulfar. Warum nicht?

Rudolf. Ja, sie that es.

Anna. Ei, ei!

Rudolf. Ganz unbefangen blieb sie stehen, und fragte: Was wollt Ihr? — „Wer bist du, schönes Mädchen?" fragte ich. — Ich heiße Luidhild, *) war ihre Antwort. — Damit, sprang sie in den Wald hinein, und verschwand vor meinen Augen. Mein Rufen war vergebens. Sie kam nicht zurück, und ich ritt mißmuthig weiter. — Aber nun war's um meine Ruhe geschehen.

P. Berthold. Ja! die Liebe ist ein böses, schnelles Gift.

Rudolf. Ich mußte sie wieder sehen.

Anna. Rudolf! —

Rudolf. Vorgestern machte ich mich ganz allein auf, und ritt dem Platze zu, wo ich sie gesehen hatte. — Ich fand sie nicht. — Ich durchsuchte den Wald, und sties endlich auf ein kleines Haus, nicht viel größer als eine Klause. Nahe dabei, unter einem Baume, saß

*) D. i. Holdselig.

sas meine Luidhild ganz gedankenvoll, und pflückte Grasblumen. Sie bemerkte mich erst, als ich schon ganz nahe vor ihr stand, sprang auf, und wollte fliehen. — „Gutes Mädchen! — rufte ich ihr zu; bleib, und fliehe nicht. Wer dich liebt, kann dir kein Leid thun.“ — Sie lächelte sanft, und fragte: „Wer seyd Ihr?“ — Ich nannte ihr meinen Namen, und sie fragte schnell: „Was sucht Ihr hier in der Einsamkeit?“ — „Dich suchte ich, — gab ich zur Antwort; — und ich bin glücklich, daß ich dich gefunden habe.“ — „So hat das Glück das Unglück gefunden,“ sprach sie, und eine Thräne rollte über ihre Wange.

Ulfar. Schnell abgebrochen! — Wer ist das Mädchen?

Rudolf. Ich weiß es nicht.

Anna. Lieber Mann! laß ihn doch weiter erzählen.

P. Berthold. Ja! laßt ihn doch! —

Ulfar. Nun gut! — Ich will die Gedult zu Hülfe rufen.

Rudolf. Ach! mir fiel die Thräne schwer auf's Herz. — „Du bist unglücklich?“ — frag-

fragte ich, bewegt, und sie seufzte: „Ich bin es, mit meinem Vater zugleich.“ — „Wo ist dein Vater?“ fragte ich. Sie zeigte auf die Klause, aus welcher der ehrwürdige Alte so eben heraustrat.

Da trat ein Knappe ein, und meldete: ein alter Waldbruder begehre den Ritter Ulfar von Fohren zu sprechen.

„Er soll eintreten;“ — sagte dieser; und ein alter, ehrwürdiger Greis trat ein.

„Gebe Euch Gott viel Glück und Heil!“ — grüßte der Alte die Anwesenden.

Rudolf sprang auf, und rufte seinem Vater zu:

„Das ist der alte, ehrwürdige Greis, der Vater der liebenswürdigen Luidhild.“

Der Alte. Der bin ich.

Ulfar. Was wollt Ihr?

Der Alte. Ich wollte Euch sprechen, edler Ritter, und Euch sagen, daß vorgestern Euer Sohn hier, bei mir war. Vielleicht hat er Euch nichts davon gesagt. —

Ulfar. O ja! er hat —

Der Alte. Hat er? Das ist redlich, und

kindlich aufrichtig von ihm! Er wird Euch gesagt haben —

Ulfar. Daß er sich in Euere Tochter vergafft hat. Das hat er gestanden. Es ist mir aber daran nicht viel gelegen!

Der Alte. Mir auch nicht.

Ulfar. (beinahe beleidiget) Wie? —

Der Alte. Wie ich sage.

Ulfar. Rudolf ist der Sohn —

Der Alte. — eines edlen Ritters, selbst ein wackerer Edelknappe, und ich bin ein armer Kläußner, und meine Tochter ist ein tugendhaftes, aber armes Mädchen. Es kann also bei einer Liebschaft zwischen beiden nichts Gutes herauskommen, und deshalb —

Ulfar. (froh) Seht Ihr das ein?

Der Alte. Ich habe ihm das schon vorgestern selbst gesagt, und wenn er aufrichtig gewesen ist, so wird er Euch das auch gesagt haben.

Ulfar. Bis dahin, war er in seiner Erzählung noch nicht gekommen, als Ihr kamt.

Rudolf. Ich wollte aber eben alles sagen, was Ihr mir sagtet.

Ulfar. Mein Sohn ist versprochen.

Der Alte. Desto besser! — Das hat er mir aber nicht gesagt.

Ulfar. Er hat es erst heute erfahren, daß ich ihm eine Braut ausgesucht habe.

Der Alte. Das ist gut! —

Rudolf. Vater! Ihr —

Ulfar. Still! der gute Alte ist verständig. — An eine Heurath mit meinem Sohne, kann Euere Tochter nicht denken —

Der Alte. Das habe ich ihm und dem Mädchen gesagt.

Ulfar. Ihr habt redlich gehandelt. — Ihr seyd, wie Ihr sagt, arm, nehmt von mir ein Geschenk, und —

Der Alte. Ich bin arm, aber kein Bettler.

Ulfar. Ich bin reich, und beschenke Euch freiwillig.

Der Alte. Ich nehme nichts an.

Ulfar. Seyd Ihr stolz?

Der Alte. Wo es seyn muß, ja! — Ich nehme kein Geld.

Ulfar. Kann ich Euch sonst worinne dienen?

Der Alte. Gebietet Euerm verlobten Sohne, nicht wieder die Ruhe meiner Tochter, und die Einsamkeit meiner Klause zu stöhren.

Ulfar. Das soll geschehen.

Rudolf. Vater! — Ich kann —

Ulfar. Still! — Kann ich Euch sonst in gar nichts gefällig seyn? — Ich thät es wahrlich! herzlich gern.

Der Alte. Ihr seyd ein Biedermann! laßt einem, der das auch ist, einen Becher Wein mit Euch trinken. — Seit sechszehn Wochen habe ich von diesem edlen Tranke, keinen Tropfen gekostet.

Ulfar. Hier ist ein Becher, und morgen will ich Euch ein ganzes Faß Wein schicken.

Der Alte. Das nehme ich nicht an. — Aber diesen Becher will ich auf Euer, und Eueres Hauses Wohlseyn leeren. Gott segene Euch! Gott lasse es Euch wohl gehen!

Ulfar. Nochmals! wenn es Euch irgend an etwas einmal fehlen sollte, so wißt Ihr meine Burg, und ein Schelm, der nicht —

Der Alte. Soll geschehen! — (drückt ihm die Hand) Nun, Gott und allen Heiligen befohlen!

Ulfar. Noch einen Becher!

Der Alte. Nein.

P. Berthold. Dürfen wir Euern Namen nicht wissen, ehrlicher Mann?

Der Alte. Dietwalt *) ist mein Name.

P. Berthold. Euer Vaterland?

Der Alte. (die Hand gen Himmel hebend) Dort, ist unser aller Vaterland.

P. Berthold. Wohin uns Gott führe!

Ulfar. Ihr habt Geheimnisse, wie es scheint?

Der Alte. Welcher Mensch, hätte die nicht?

Ulfar. Jeder in seiner Art, freilich, mehr, oder weniger; aber Ihr —

Der Alte. Ich bin arm, und habe gar keinen Schatz als meine Geheimnisse, und mein gutes Gewissen. Ich habe beide Gefähr-

ten

*) D. i. Haus-Herr. Gebiets-Herr. — S. Namen-Büchlein 2c. S. 14.

ten meines Unglücks mit in meine einsame Klause genommen. Dort, mögen sie ruhen. — Wohl dem allen, was Ruhe haben kann! — Erst seit vorgestern wurde die meinige, seit langer Zeit wieder gestöhrt. — Aber Euer Sohn wird doch nicht wieder in meine Einsamkeit kommen?

Ulfar. Bei meinem Worte, für mich und ihn, Nein!

Rudolf. Vater! ich kann nicht Nein sagen. Ihr gabt für mich das Wort zu rasch.

Der Alte. Schämt Euch, Euerm Vater zu widersprechen.

Rudolf. Mein Vater liebt nicht, wie ich liebe.

Der Alte. Er weiß, was Euch gut ist.

Rudolf. Mein Herz sagt: Nein.

Ulfar. Dein Herz soll deinen Vater ehren, Bube!

Rudolf. Das thut es. — Aber meine Liebe kann und wird es ihm nie aufopfern. Nur ich selbst kann mir ein Weib wählen, mit welchem ich leben muß. Meine Frau will ich lieben, und die ich nicht liebe, mag ich nicht

zur Frau haben. Dabei bleibe ich fest und unerschütterlich, so wahr mir Gott helfe!

Mellen. Rudolf!

Ulfar. Willst du mir trotzen?

Rudolf. Das will ich nicht, aber das Glück meines Lebens will ich auch keinem Einfall bei dem Weinbecher aufopfern. — Nochmals, — ich bin mündig und wehrhaft, — mein Weib, wähle ich selbst.

Ulfar. Kein Wort weiter! — Geh mir aus den Augen. — Geh hin, und heurathe deine Walddirne, die, Gott weiß, was —

Der Alte. Herr Ritter! Keine Uebereilung. — Mein Mädchen, ist eines ehrlichen Mannes tugendhaftes Kind. Vor der Tugend, muß jedermann Ehrerbietung haben, und sey er auch noch so vornehm, ja! sey er Deutschlands Kaiser selbst. — Einem Ritter, ist die Tugend heilig. — Mit meinem Willen, soll Euer Sohn meine Tochter nicht wieder sehen. Ich bin arm, aber rechtschaffen. — Für den Zufall, darf kein Mensch büßen. — Uebrigens, ist Schein nicht immer Seyn. Und manche Kutte deckt —

Ulfar. (auffahrend) Genug des Predigens! — Ich habe einen Kaplan. — Gott befohlen!

Der Alte. Eben das. — Gott mit Euch allen! (geht, bleibt aber wieder stehen) Hm! —

Anna. Habt Ihr noch etwas, guter Alter?

Der Alte. Wenn ich doch hier keinen Wein gefordert, wenn ich doch keinen getrunken hätte! — So, wie die Sachen jetzt stehen, so — — Ich muß das wieder gleich machen.

Ulfar. Gleich machen? Ihr? — Hahaha! Was will ein solcher Bettler gleich machen?

Der Alte. Bettler? — Ich bin kein Bettler. Aber Ihr seyd ein — — ein reicher Mann.

Ulfar. (fährt auf) Landstreicher! Das wolltest du nicht sagen.

Der Alte. Was sonst? — Fühlt Ihr es?

Ulfar. Elender! was willst du mir —

Der Alte. Still!

Ulfar. Wie?

Der Alte. Still! wenn ich spreche.

Ulfar. Verwegener, alter Bube! du —

Der Alte. Verstumme, wenn ich es dir gebiete!

Damit warf der Alte einen Ring auf den Tisch, und verlies eilig das Gemach.

Ulfar erblickte kaum den Ring, als er die Hände heftig zusammen schlug, den Ring vom Tische nahm, und ohne ein Wort zu sprechen, in seine Schlafkammer eilte.

„Allmächtiger Gott! — schrie Frau Anna; — Ist er stumm? Ist er wirklich stumm geworden?"

„Sonderbar!" — murmelte Ritter Mellen in den Bart.

„Was soll ich davon denken?" — sagte P. Berthold, und leerte bedenklich seinen Becher.

Anna. Ach Gott! — Er wird doch nicht wirklich stumm geworden seyn?

P. Berthold. Das könnte ja —

Mellen. Ach nein!

Anna. Wenn nun der Alte etwa ein Zauberer, ein Hexenmeister wär? —

P. Berthold. Das wollen wir nicht hoffen.

Mellen. Es wär doch —

P. Berthold. Es ist —

Mellen. — ein sonderbarer Handel!

P. Berthold. Ja! ein sonderbarer Handel ist es.

Anna. Geht doch zu meinem Mann, und seht —

P. Berthold. Das will ich thun.

Er gieng, und fand, daß Ulfar die Kammer hinter sich verschlossen hatte. — Er klopfte. Er rufte. Es erfolgte keine Antwort. Anna that eben das. Es erfolgte keine Antwort. — Alle waren in der größten Bestürzung.

Endlich begann Rudolf vor der Kammer:

„Vater! redet nur ein Wort. Wir sind alle in der größten Verlegenheit."

Da öffnete endlich Ulfar die Kammerthür, winkte den Kaplan zu sich, wieß die andern schweigend zurück, und verschloß die Kammer.

Anna. Allmächtiger Gott! — Es ist gewiß! — Er ist verstummt.

Mellen. In der That! — ich möchte das beinahe selbst glauben.

Rudolf. Aber, wie sollte —

Anna. Rudolf! deines Vaters Unglück ruht auf deinem Leichtsinn.

Rudolf. Aber, liebe Mutter! Das, was meinen Vater jetzt trifft, ist nicht meine, ist seine Schuld. Er verstummte ja erst, als er den Ring erblickte. Dieser Ring muß doch wohl ein Schlüssel zu irgend einem Geheimnisse seines Lebens seyn.

Mellen. Wahrlich! so scheint es.

Rudolf. Der Alte muß meinen Vater kennen.

Mellen. Auch das.

Rudolf. Wie wär' es, wenn ich dem Alten nacheilte, um —

Mellen. — um seine Tochter zu sprechen? — O! Ihr seyd ein —

Anna. Nein! du gehst jetzt nicht aus dem Schlosse. — Welch ein Geheimniß hier auch waltet, es muß sich lösen.

Jetzt kam der Kaplan aus Ulfars Kammer zurück. Alle stürzten auf ihn zu, und bestürmten ihn zugleich mit Fragen.

P. Berthold. Gelassen! — Hört mich an.

Anna. Redet! — Ich zittere —

P. Berthold. Ruhig! — Gelassen! — Ritter Ulfar wünscht, diesen Abend allein gelassen zu seyn —

Anna. Hat er das gesagt? — Kann er sprechen?

P. Berthold. Ja.

Anna. Gott sey gelobt! Er ist also nicht stumm?

P. Berthold. Laßt mich doch ausreden!

Mellen. Beruhiget Euch, edle Frau! und laßt den Herren Pater sprechen.

Anna. Ach ja! — Herzlich gern! — Gott sey gedankt, daß er nicht stumm ist, mein lieber Mann!

P. Bert=

P. Berthold. Diesen Abend, wünscht Ritter Ulfar allein gelassen zu seyn. Morgen will er mehr mit euch allen sprechen. — Rudolf soll mir versprechen, bis ihn sein Vater gesprochen hat, weder Luidhild noch den Alten zu sehen, noch in den Wald zu gehen. Dies Versprechen soll ich ihm bringen.

Rudolf. Ich gebe es.

P. Berthold. Gut! — Ritter Mellen möchte hier übernachten.

Mellen. Recht gern!

P. Berthold. Ihr alle aber seyd ruhig, und fürchtet gar nichts Unangenehmes.

Der Pater gieng wieder zu Ulfar zurück, kam aber bald wieder, gieng in den Stall, sprach mit dem Rüstmeister, und ritt bald darauf, von demselben begleitet, zum Schlosse hinaus. Anna wollte bemerken, der Pater nehme ein Kästchen mit.

Mellen pflanzte sich hinter den Schenktisch, Anna trippelte auf und ab, und Rudolf gieng in den Schloßgarten. Hier stieg er auf einen hohen Apfelbaum, um dem Pater nachzuschauen, konnte aber seinen Pfad nicht erspähen.

Endlich gewahrte er einen Zug, der aber auf das Schloß zu kam. — Er kam näher, und es lies sich deutlich sehen, daß er aus vier Reutern bestand. — Rudolf verlies den Apfelbaum, und gieng in das Schloß zurück.

Hier war er kaum zu Mellens Tische gekommen, hinter welchem dieser mit glühend rother Wange, wie ein Weingott hinter seinen Schläuchen, sas, als ein Knappe ihm folgte, und ihn ansprach:

„Unten vor der Brücke, hält ein Ritter mit drei Knechten. Er gab das Zeichen, und wurde gefragt, was er begehre? — da fragte er: „Ist der junge Rudolf Fohren daheim?" — Als er eine bejahende Antwort erhielt, steckte er dieses Brieflein auf seine Lanze, reichte es herauf, und sagte: „Zu Rudolfs eigenen Händen." — Er hält noch vor der Burg, und scheint auf Antwort zu harren."

„Er soll sie haben;" — sagte Rudolf und öffnete das Brieflein.

Der Knappe gieng,

Rudolf las:

„Nur Liebe wirbt um Liebe. Aber Ru„dolf Fohren läßt um die Hand der schönen „Agnes werben, ohne ihre Liebe zu besitzen. „Diese besitzt ein anderer, der jetzt hier ist, „diesen seinen Besitz mit dem Schwerdte ge„gen Rudolfen zu behaupten, wenn dieser „nicht auch, für sich kämpfen läßt, wie er für „sich zu werben und um Liebe zu bitten, „gewohnt ist.

Fritz Stoltzenauer."

Er las Mellen den Brief vor, und eilte auf die Burgwarte.

„Beliebt es Euch nicht, einzureuten?" — rufte er Fritzen zu.

Da dieser das Erbieten annahm, lies man die Brücke fallen, und Fritz ritt mit seinen Knechten ein.

Rudolf führte Fritzen dahin, wo Mellen sas, und versprach ihm Erklärung zu geben.

Rudolf. Fritz! es ist meine Sache nicht, für mich kämpfen zu lassen. Wo ich kämpfen will,

will, kämpfe ich selbst. Aber geworben ist worden für mich um Agnes Hand, ohne daß ich davon ein Wort gewußt habe. Erst heute habe ich es erfahren, daß das geschehen ist, wie dieser Ritter hier, mir bezeugen muß.

Mellen. So ist es. — Graf Emerich hat sich die Werbung um die Hand seiner Agnes gefallen lassen, und hat sein Jawort gegeben.

Fritz. Wollt Ihr Euch dessen bedienen?

Rudolf. Man hat es ohne mein Wissen verlangt und erhalten. — So schön auch Agnes ist, mein Herz hat sie doch nicht gewählt.

Fritz. Das meinige, Agnes; das ihrige, mein Herz. — Wollt Ihr ihre Hand nehmen, die sie Euch geben muß, wenn es ihr Vater verlangt, so werdet Ihr doch nie ihre Liebe erlangen, und ihr Herz gehört mir, würde sie auch würklich Euer Weib. — Vorher aber, einen Ritt mit mir, in's blache Feld.

Rudolf. Nach Euerm Belieben. Aber nicht für Agnes.

Fritz. So bedarf es keines Kampfs, und ich reute vorjetzt weiter. ———

Mellen. Nicht doch. — Ich war Freiersmann.

Fritz. Ihr wart Abgeordneter, und seyd weder Agnes Bräutigam, noch mein Nebenbuler. — Wir haben nichts mit einander auszumachen. — Macht es Euch aber Freude, meine Herzhaftigkeit auf die Probe zu stellen, so —

Rudolf. Wozu das? — Aber — wenn Euch Agnes wirklich liebt, so sucht sie von der Gewalt zu befreien, die ihr droht.

Fritz. Ich verstehe Euch.

Mellen. Was soll das geben? Graf Emerich ist mein Freund —

Fritz. Und auch der meinige. Nur von meiner Liebe zu seiner Tochter weiß er noch nichts, Jetzt, soll er alles erfahren. — Gehabt Euch wohl!

Er verließ das Schloß, und Rudolf gerieth mit Mellen in einen harten Wortwechsel.

Gegen Abend kam P. Berthold ohne den Rüstmeister zurück, und gieng zu Ritter Ulfar, wo er lange blieb.

Den folgenden Morgen ließ Ulfar seinen Sohn zu sich rufen. Er saß auf dem Bette, und P. Berthold war bei ihm.

Ulfar. Mein Sohn! die Geschichte von gestern, wird auch dir sonderbar vorgekommen seyn, aber ich kann dir darüber jetzt keine Erklärung geben. Ehre deines Vaters Geheimnisse, und frage nie um etwas, das ich dir nicht selbst entdecke.

Rudolf. Das werde ich.

Ulfar. Ferner, versprich mir, Luidhild und deiner Liebe zu ihr, zu entsagen.

Rudolf. Muß das seyn?

Ulfar. Es muß seyn. Sie kann nie die deinige werden.

Rudolf sah schweigend zur Erde. — Endlich erzählte er seinem Vater die Geschichte von gestern mit Fritzen. Ulfar schüttelte bedenklich den Kopf, und sagte:

„Das wird ein ernstlicher Handel werden! — Graf Emerich läßt nicht mit sich spaßen. Ich muß ihn selbst sprechen.“

Er entließ hierauf Rudolfen, und ließ seine Frau kommen, die lange bei ihm blieb. —

Mellen sprach ihn auch, und verließ gegen Abend das Schloß.

Rudolf hatte einen treuen Buben, Georg genannt, diesen schickte er den folgenden Tag, als der Rüstmeister wieder zurück war, mit Aufträgen in den bekannten Forst, auszukundschaften, was er ihm auftrug.

Gegen Abend kam Georg zurück, und als die Ruhestunde kam, nahm ihn Rudolf mit auf sein Zimmer, seinen Rapport zu vernehmen.

Rudolf. Nun? wie war's?

Georg. Das Nest war leer. — Sie sind ausgeflogen, der alte, und der junge Vogel. — Keine Seele war in der Klause zu hören und zu sehen. Ich habe alle Winkel durchkrochen. Ueberall war's, wie ausgekehrt.

Rudolf. Fort? — Ich muß mich selbst überzeugen.

Georg. Das könnt Ihr. Ihr könnt Euch aber auch auf mich verlassen.

Diese Nachricht machte Rudolfen sehr verlegen, denn er hatte noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, die artige Luidhild wieder zu sehen.

Den folgenden Morgen ritt Ulfar von seinem Rüstmeister und sechs Knappen begleitet, aus dem Schlosse. Die Mutter meinte, die Reise gieng zu Graf Emerich, und so war es auch.

Diese Abwesenheit seines Vaters, benutzte Rudolf, durchsuchte den Wald und Dietwalts leere Klause, und fand alles, wie Georg es gesagt hatte.

Als er zurück kam, setzte er den Pater Berthold zur Rede.

Rudolf. Herr Pater! seyd aufrichtig, und sagt, wer hat den ehrlichen Dietwalt aus seiner Klause getrieben?

P. Berthold. Getrieben? davon weiß ich nichts. Er hat sie selbst, und freiwillig verlassen.

Rudolf. Wohin ist er gezogen?

P. Berthold. Das weiß ich nicht.

Rudolf. Sollte man ihn mit Gewalt —

P. Berthold. Ich sage Euch, er hat alles freiwillig gethan.

Rudolf. Wohin ist mein Vater geritten?

P. Berthold. Zum Graf Emerich, so viel ich weiß.

Rudolf. Nennt mir Luidhilds Aufenthaltsort.

P. Berthold. Ich weiß ihn nicht. Sie wird ihren Vater wohl nicht verlassen haben.

Rudolf. Ich werde nicht ruhen und rasten, bis ich entdeckt habe, wo sich die guten Menschen befinden.

P. Berthold. Für Euch, würde es sehr wohl gethan seyn, wenn Ihr das Mädchen vergessen wolltet.

Rudolf. Das will ich eben so wenig, als ich es kann.

P. Berthold. Wenn Ihr wüßtet — — Ihr könnt und dürft sie nicht lieben.

Rudolf. Mein Herz sagt dennoch Ja. — War ihr Vater auch kein Edelmann, so —

P. Berthold. Ich darf mich nicht näher erklären. Euer Vater wird das gelegentlich

selbst thun. Bis dahin, seyd ruhig, und begeht keine Thorheiten.

Den Tag darauf, kam Ritter Mellen auf die Burg.

Rudolf. Was bringt Ihr uns?

Mellen. Ist Euer Vater schon zu Graf Emerich?

Rudolf. So viel wir wissen, ja.

Mellen. Er kömmt in ein betrübtes Haus.

P. Berthold. Wie das?

Mellen. Fritz, der Stoltzenauer, hat Graf Emerichs Tochter, Fräulein Agnes, entführt.

Anna. Gott bewahre!

Rudolf. Ich denke, daran hat er wohl gethan. Sie ist ihm gewiß sehr gerne gefolgt. — So, ist es auch kein Raub, und er führte nur seine Braut heim.

Ritter Mellen nahm sogleich seinen Weg Rudolfs Vater nach, und auf dessen Schlosse, blieb es sehr einsam und still. Rudolf

ritt noch ein paarmal zu der Klause, fand sie aber immer noch leer, wie zuvor.

Acht Tage waren verflossen als Ulfar, von Mellen begleitet, wieder auf sein Schloß zurückkam. Er brachte die Nachricht mit, der Graf habe seiner Tochter und ihrem Entführer, auf seine Vorsprache, verziehen, und die Hochzeit sei in der Stille gehalten worden. Das alles vernahm Rudolf sehr gern, und es kam zu keinen weiteren Erklärungen in der bewußten Sache, so gern er sie auch von seinem Vater gefordert und gehabt hätte.

Um diese Zeit kam das Erfordern der Ritterschaft in Franken an die kampflustigen Edlen des Rheines, zu Erwiederung einer freundlichen Höflichkeit bei dem Turnier zu Ingelheim, wo die Rheinländer gar stattlich die Gäste des Turniers bewirtheten,*) um auch gleiches zu erwarten bei der Erscheinung zum Turnier,

*) Dieses Turnier wurde im Jahr 1337 gehalten. — S. Turnierbuch fol. 132 — 134.

nier, welches sie gelegt hatten, in die berühmte Stadt Bamberg *).

Diese Aufforderung vernahm Rudolf mit Vergnügen, rüstete sich auf das beste, und zog in Gesellschaft des Bruders seiner Mutter, des Edlen Georg von Hirschhorn, der einer der Turniervögte war, **) nach Bamberg, um dort, vor den Angesicht des versammelten Adels, Proben seiner Tapferkeit preis zu geben.

Rudolfs Vater und Mutter, der P. Berthold und Mellen, reiseten einen Tag später ab, und bezogen, als sie zu Bamberg ankamen, ihr Quartier im goldenen Einhorn, wo auch Rudolf und sein Oehm nebst den Seinigen, sich eingethan hatten.

Die Festlichkeiten des Turniers begannen, und Ulfar war Zeuge des Wohlverhaltens sei-

*) Die Beschreibung dieses glänzenden Turniers, steht im Turnierbuche fol. 135 — 139. Es wurde dasselbe im Jahr 1362 gehalten.

**) S. Turnierbuch fol. 135.

nes Sohnes auf der Bahn, im Rennen im hohen Zeuge sowohl, als im Kolben und Fusturnier.

Die Abendtänze waren festlich, und gezecht wurde wacker.

Rudolf wurde bemerkt.

Er war ein geschickter Fechter und guter Tänzer. Manches Fräulein sah den jungen Kämpen nicht mit gleichgültigen Blicken an. Es waren viele schöne Gesichter da, und Ulfar hätte es gern gesehen, hätte Rudolf einem der züchtigen Fräuleins sein Herz geschenkt. Aber es schien nicht, als würde er sich dazu entschließen. Sein Oehm machte ihn auf einige reiche und schöne Mägdleins aufmerksam, Rudolf besah, lobte sie, sprach aber von keiner so, wie ein Jüngling von einem Mädchen zu sprechen pflegt, der er sein Herz schenken mögte.

Das Turnier war geendiget, viele Heurathen waren auf demselben gestiftet worden, aber Rudolf verlies Bamberg, wie er dahin gekommen war, und kam auf sein Schloß

zurück, mit einem Herz voll Liebe für Luidhild.

In Ulfars Burg gieng's still und einsam zu. Vater, Mutter, und Sohn hatten, wie es schien, ihre Gedanken-Angelegenheiten für sich, und keins fühlte Beruf, darüber mit dem andern zu sprechen. So blieb alles so verschlossen, wie die Burg selbst, in der sie sich befanden.

Rudolf konnte das nicht länger ertragen. Er erklärte, seine Oehme besuchen zu wollen, und fand keinen Widerspruch.

Von seinem getreuen Georg begleitet, machte er sich auf, und verlies eines Tages sehr früh die Burg. — Sein Weg führte ihn nach Franken.

Eines Tages suchte er noch vor Abend das Schloß eines Anverwandten zu erreichen, wurde aber von einem heftigen Donnerwetter ganz unerwartet überfallen, und nach einem einsam-liegenden Kloster getrieben. — Hier machte er Halt, bat um Aufnahme, und erhielt sie.

Es war ein Nonnenkloster, in welchem er sich befand.

Als er sich genau nach der Aebtissin erkundigte, erfuhr er, sie sey eine Schwester seines Oehms, Georg Hirschhorn. Er lies demnach seiner Base sein Daseyn melden, und wurde bald darauf zu ihr geführt.

Sie empfing ihn sehr freundlich, und freute sich einen so wackern Vetter in ihren Mauern zu sehen. — Sie erbat sich seine Gegenwart auf ein paar Tage, um den Feierlichkeiten der Feier des Festes der Schutzpatronin des Klosters beizuwohnen, und Rudolf nahm diese gutgemeinte Einladung an.

Die Feier des Festes gieng vor sich. Prozessionen, und Kirchenfeierlichkeiten verherrlichten dasselbe, und das Kloster zeigte der gaffenden Menge von Zuschauern seine Pracht und Herrlichkeit.

„Ach! die schöne Nonne! die die Schutzpatronin des Klosters vorstellt, und unter einem prächtigen Himmel einhergetragen wird!“ — lispelte man sich zu.

Ru-

Rudolf hob seine Augen, sah nach der schönen heiligen Repräsentantin, und erblickte — wer schildert sein Erstaunen? — in ihr seine geliebte Luidhild. — Kaum traute er seinen Augen. Sie sahen nur allzugut. Es war wirklich Luidhild, die er sah.

Rasch drängte er sich näher hinzu. Schön und liebenswürdig wie ein Engel thronte Luidhild über der Menge. Sie sah hinab.

„Luidhild!" — rufte Rudolf unwillkürlich aus.

Sie erblickte ihn, schrie laut auf, und wankte auf ihrem Sitze. Kaum, daß sie sich noch halten konnte.

Die Zuschauer sahen bestürzt bald auf Rudolfen, bald auf das Mädchen. Die Aebtissin warf einen fragenden Blick auf beide. Rudolf eilte in das Kloster, und erwartete ängstlich die Zurückkunft der Aebtissin aus der Kirche.

Die Aebtissin hatte die Kirche kaum verlassen, als sie Rudolfen zu sich rufen lies.

Sie;

Sie. Vetter! was war das? — Was soll ich von dem sonderbaren Vorgange bei der Prozession, denken?

Er. Luidhild ist meinem Herzen werth und theuer. — Ich liebe sie.

Sie. Wie?

Er. So gewiß, als ich lebe!

Sie. Woher kennt ihr das mir, und sich selbst unbekannte Mädchen?

Er. Ich sah sie bei ihrer Wohnung im Walde, unfern unserer Burg; ich sah und liebte sie. — Wie kam sie in dieses Kloster?

Sie. Von meinem Vetter dem Abte, mir als eine Waise empfohlen.

Er. Als eine Waise?

Sie. Kennt Ihr sie nicht so?

Er. Sie hat einen Vater, der noch lebte, als ich sie kennen lernte.

Sie. Davon, weiß ich nichts. — Euer sonderbares Betragen ist allgemein aufgefallen. Ich muß Euch bitten, nach diesem Vorfall, mein Kloster recht bald zu verlassen.

Er. Das kann ich nicht. — Ich muß sie sehen, muß sie sprechen —

Sie.

Sie. Unmöglich! — Und wozu sollte das auch nützen?

Er. Ich sage Euch, ich liebe sie.

Sie. Sie ist eine Himmelsbraut, und darf irrdischer Liebe in ihrem Herzen keinen Raum geben. Entschlagt Euch dieser Liebe.

Er. Meint Ihr, man könne die Liebe nach Willkür an- und ablegen, wie einen Waffenrock? — Ich war zu Bamberg bei dem Turnier, sah der schönen, minniglichen Mädchen viele, aber mein Herz schlug nur für Luidhild, und gab keiner neuen Liebe Raum. — Noch liebe ich sie, und werde sie ewig lieben.

Sie. Was wird Euch das helfen? Diese Mauern verläßt sie nie wieder.

Er. O! erbarmt euch meiner, und seyd barmherzig.

Sie. Ich kenne meine Pflicht.

Er. Wollt Ihr mich ewig unglücklich wissen?

Sie. Beherrscht und unterdrückt Euere Leidenschaft. Was nicht zu ändern ist —

Er. Ich muß Luidhild besitzen, wenn ich glücklich seyn soll.

Sie. Ein thörigter Wunsch nach einer Unmöglichkeit!

Er. Unmöglichkeit?

Sie. Wie soll ich sonst sagen?

Er. Laßt mich sie sprechen!

Sie. Um keinen Preis.

Er. Frau Aebtissin! habt Ihr nie geliebt?

Sie. — — Ich habe stets nur meinen Heiland geliebt. Irrdische Liebe verträgt sich nicht mit meiner Pflicht. Dieses Kleid —

Er. Habt Ihr doch nicht immer getragen?

Sie. Seit meinem achtzehnten Jahre.

Er. Und ehe Ihr dieses Kleid anlegtet, liebtet Ihr nicht?

Sie. Ich wüßte nicht, daß — — Und wozu auch dies alles? Was könnte Euch meine Liebe helfen.

Er. Euer Mitleid könnte sie mir schenken.

Sie. Ich zähle jetzt zwei und sechzig Jahre meines Alters, und habe für Euere jugendlichen Empfindungen keinen Sinn. — Bedauern

ern kann ich Euch, und werde für Euch beten, aber weiter kann ich nichts thun.

Er. Ich bin unglücklich!

Sie. Beruhiget Euch. Es kann nicht anders seyn, als es ist. — Sucht Euch eine andere Braut. In unsern Zellen lebt keine für Euch.

Er. Luidhild.

Sie. Schwerlich!

Er. Sie ist mein!

Sie. Wer sagt das?

Er. Mein Herz.

Sie. Das hat hier nichts zu gebieten, so viel es auch zu wünschen haben mag.

Er. Meine Liebe sagt es. Die Liebe, die älter ist als Euere Ordensregel.

Sie. Vetter! Ihr sprecht leidenschaftlich, wie einer, der nicht weiß, was er sagt. Und wozu könnte auch all das helfen? Euere Liebe entreißt die Himmelsbraut diesen Mauern nicht.

Er. Sie kann es.

Sie. Ach!

Er. Sie will es.

Sie. Ach!

Er. Sie wird es.

Sie. Redet nicht so sonderbar!

Er. Ich verlange das Mädchen!

Sie. Von mir?

Er. Von Euch.

Sie. Ich kann, ich darf, und werde sie Euch nicht geben. Sie gehört dem Himmel.

Er. Ich verlange sie von dem, was Ihr Himmel nennt.

Sie. So nehmt sie ihm.

Er. Gewiß!

Sie. Schwacher Mensch!

Er. Lächelt nicht. Ich spreche nicht im Wahnsinn. Ich weiß, was ich spreche. Ich weiß, was ich thun will und thun kann.

Sie. (aufgebracht) Was wollt Ihr thun?

Er. Was Ihr nicht ahndet.

Sie. Seyd Ihr ein Edelmann? eines Ritters Sohn? Wollt Ihr zum Kirchenräuber werden? — Was antwortet Ihr?

Er. Nichts.

Sie. Was wollt Ihr thun?

Er. Das sollt Ihr erfahren.

Sie. Giebt es weder Gesetze noch Strafe für solche tollkühne Menschen, wie Ihr einer seyd? — Sind Fluch und Bann —

Er. Der Himmel segnet lieber, als er flucht. — Und Euere Regeln kommen nicht von dem Himmel. Dieser will keines Menschen Unglück.

Sie. Ich verliere kein Wort weiter an einen Menschen, der so verwegen spricht. — Verlaßt mein Kloster.

Er. Jetzt, will ich das thun.

Sie. Jetzt? — Ihr sollt nie wieder hieher kommen.

Er. Werdet Ihr das verhindern können?

Sie. Ich werde Euer Betragen dem Bischoff melden.

Er. Das könnt Ihr thun. Laßt ihm alle seine Hunde auf mich hetzen. Mich werden sie nicht beißen.

Sie. Er wird Euch —

Er. Er wird still sitzen.

Sie. Ihr habt Richter und Gesetze über Euch.

Er. Wer hätte die nicht?

Sie. Sie werden Euch —

Er. Sie werden mir nichts thun.

Sie. Sind Euere Vesten unübersteigbar?

Er. So wenig, als diese Kloster-Mauern.

Sie. Jetzt verstehe ich Euch.

Er. Wirklich?

Sie. Es wird für Euer Uebersteigen gesorgt werden.

Er. Desto besser!

Sie. Auf eine Art, die Euch sehr unangenehm seyn dürfte.

Er. Das wird sich zeigen. — Gebt mir die Hand, Frau Base! und jedes von uns thut das, was es thun kann. — Oder, wollt Ihr —

Sie. Kein Wort will ich weiter hören!

Er. Gott befohlen! — — Wenn Ihr aber —

Sie. Wollt Ihr vernünftig seyn?

Er. Ihr seht mich entschlossen; warum sollte ich nicht vernünftig seyn können?

Sie. Macht Euern guten Eltern keinen Kummer. — Ueberlegt, und bereitet Euch kein Unglück. Tollkühnheit findet hier überall Schranken —

Er. Ich habe zu Bamberg bewiesen, daß ich weiß, wie man sich in den Schranken zu benehmen hat.

Sie. Man kann nicht mit Euch sprechen!

Er. Warum nicht? — Wir sprechen ja beide deutsch.

Sie. So spricht man nicht mit mir.

Er. Wie sonst?

Sie. Fort, aus dem Kloster!

Er. Wollt Ihr mich hier nicht wieder sehen?

Sie. Nicht eher, als bis Euch Flügel gewachsen sind, diese Mauern zu überfliegen.

Er. Glaubt Ihr wirklich mich hier nicht wieder zu sehen?

Sie. Ich glaube es.

Er. Ihr seyd zum Glauben geboren, und glaubt sehr leicht.

Sie. Elender Spötter! Ich verachte dich.

Er. Ihr seyd beinahe eben so stolz, als ich. Und ich schwöre — .

Sie. Keinen Schwur!

Er. Nun gut dann! ohne Schwur: Luidhild wird mein.

Sie. Wenn Buchen Aepfel, und Weiden Weintrauben tragen.

Er. So wird's geschehen, denn Luidhild wird mein.

Damit verlies er sogleich das Kloster, drehte sein Roß herum, und ritt wieder auf die Burg seines Vaters zurück, der sich gar sehr wunderte, ihn so bald wieder zu sehen.

Ulfar. Ich hätte nie gedacht, dich so bald wieder zu sehen.

Rudolf. Ich weiß nicht, das Umberziehen will mir nicht gefallen.

Ulfar. Mir, hat es nie gefallen können.

Rudolf. Vater! wenn ich ein Weib genommen hätte —

Ulfar. (rasch) Willst du eins nehmen?

Rudolf. Ihr wolltet mir auf diesen Fall die feste Burg Herrnau schenken —

Ulfar. Herzlich gern!

Rudolf. Schenkt mir sie jetzt. Ich will mich dort einrichten, und will meine eigene Wirthschaft anfangen.

Ulfar. Ohne Weib?

Rudolf. Ich denke, das wird sich bald finden.

Ulfar. Hast du ein Fräulein gesehen, das dir gefällt?

Rudolf. Ich habe. — Schenkt mir die Burg.

Ulfar. Du sollst sie haben. — Aber — Du verstehst mich doch? Keinen unbesonnenen Liebesstreich wieder, wie dein erster einer war. Deine Braut sey edler Geburt, und — kein Waldmädchen.

Rudolf. Sie wohnt in einer hochummauerten Wohnung.

Ulfar. Warum nennst du sie nicht?

Rudolf. Ich will erst sehen, ob ich sie bekommen kann.

Ulfar. Ich will durch eine stattliche Gesandschaft, für dich, um sie werben lassen.

Rudolf. Ueberlaßt mir das selbst.

Ulfar. Nun gut! — Es ist auch besser, wenn du es selbst thust.

Rudolf. Nur die Burg schenkt mir bald.

Ulfar. Du kannst morgen einziehen, wenn du willst.

Rudolf. O ja!

Ulfar. Du findest in dem Schlosse alles in dem besten Zustande. Hausgeräthe, Proviant und Wein sind darinne. Eine gute Besatzung ist dort. Du kannst auch noch einige Knechte von hier mit hinübernehmen, ein paar Mägde, und was du sonst noch brauchst.

Rudolf. Morgen, Vater!

Ulfar. Nun ja! — Du mußt sehr verliebt seyn!

Rudolf. Verliebt und ungeduldig.

Ulfar. Ich bin doch neugierig, wen du dir gewählt hast! — Sie ist doch schön?

Rudolf. Wie eine Heilige.

Ulfar. Nun gut! — Laß mir den Kaplan rufen. Er soll die Schenkungsurkunde

gleich aufsetzen. — Deine Mutter erfreue auch mit deiner guten Nachricht. — Ich danke Gott, daß — es so gekommen ist!

Der Schenkungsbrief wurde ausgefertiget, Rudolfen die Burg übergeben, und er bezog sie sogleich, nahm noch von seines Vaters Leuten zwanzig Knechte mit, Proviant, und was die sorgsame Mutter ihm unentbehrlich glaubte, so, daß ihm einige Wagen folgten. — Der Burgvoigt und die Besatzung von Herrnau empfingen den neuen Herrn mit Frohlocken, und schwuren, ihm treu zu seyn, bis in den Tod.

Rudolf aber, sann nun, ganz sein eigener Herr, auf Mittel und Wege, es sey auch auf welche Art es wolle, zu dem Besitz seiner Luidhild zu gelangen.

Indessen kam aus dem bewußten Kloster ein Bote von der Aebtissin an Rudolfs Vater, mit dem Berichte von dem Betragen seines Sohnes, das wir kennen.

Dieser Bote kam unglücklich Rudolfen in den Weg, der eben seine Veste umritt, an welcher er noch ein paar neue Befestigungswerke anlegen lies. Er fragte ihn aus, und merkte wohl, daß seiner nicht zum besten in dem Schreiben, das er trug, gedacht seyn möchte. Da er aber hörte, daß der Bote von dem Inhalt seines Briefes keine Silbe wußte, lies er ihn ziehen, bis zu einem gewissen Fleck, wo ihn, auf Rudolfs Befehl, sein treuer Georg anfiel, und ihm den Brief abnahm, den Rudolf nicht ungeöffnet lies, und sehr froh war, daß derselbe nicht seinem Vater in die Hände gefallen war.

Der Bote kam ohne Brief bei dem alten Ulfar an, und erzählte, was ihm geschehen war.

„Daß doch die Weiber alles so einfältig anfangen! — wetterte der Alte. — Muß denn die Aebtissin dich wehrlosen Klosterschneider mit einem Briefe abschicken? — Und was will sie? — Ich wüßte nicht, was sie mit mir zu verhandeln hätte. — Ruhe aus, iß und trink, und geh wieder zurück, wenn du willst, um

der Aebtissin zu sagen, sie solle ein andermal ihre Sachen klüger machen."

Rudolf aber, las, daß sein Vater nichts von dem Aufenthalte Luidhilds in diesem Kloster, noch daß die Aebtissin etwas von dem vorhergehenden Verhältnissen wußte. Auch erfuhr er, daß Luidhild sich noch in dem Kloster befand, welchem er sie zu entreissen geschworen hatte.

Indeß sann Rudolf hin und her, und konnte keinen Weg finden, der ihm gut und sicher genug schien, Luidhild dem Kloster zu entführen. Sie bei Gelegenheit einer öffentlichen Prozession zu rauben, konnte er ohne Gefahr nicht wagen, und mit List in ihre Zelle zu dringen, dazu hatte er keine Gelegenheit und keinen Beistand. So sas er, hin und her sinnend, denkend und überlegend, eines Abends, bis spät gegen Mitternacht. Die kalten Herbststürme saußten über die Haide, und klapperten mit den Fenstern der hohen Burg. Noch war einer seiner Knappen wach. Er hies ihm Holz

in

in den Ofen nachlegen, und lies sich eine frische Kanne Wein bringen. Dann gebot er dem Knappen sich zur Ruhe zu legen. — Gegen seine Gewohnheit, trank er schon an der zweiten Kanne Wein. Ein sonderbarer froher Muth überfiel ihn auf einmal, und er sprach, was er sonst nicht that, laut mit sich selbst.

„Es ist heute Aller Seelentag! *) Habe ich das doch schier vergessen, und nichts zu Messen zum Trost der armen Seelen im Fegefeuer hergegeben. Das ist nicht fein, Rudolf! — Sey euch armen Schwarten **) dieser

*) Aller Seelentag. Commemoratio de functorum, omnium fidelium. — Der 2. November. — Abt Odilo von Cluny führte Ao. 998. dieses Fest zum Trost der armen Seelen im Fegefeuer zuerst ein, und Papst Johann XVIII. erhob es Ao. 1106. zu einem allgemeinen Kirchenfeste. — S. Jahrzeitbuch ꝛc. S. 147.

**) Ein alter Ausdruck. Vermutlich von denen von den Sorben und Wenden gemachten Gefangenen und armen Leibeigenen der Ritter und Klöster genommen, denn zu jenen bekämpften heidnischen Völkern wurden auch die Suardi und Suardones gerechnet, davon wohl das Wort Schwarte herkömmt. — S. Tenzels Monatliche Unterredungen v. J. 1693. S. 86. 87.

dieser Becher geweiht! Euer Wohlergehen all ihr trauten Seelen, die ihr je mit so viel Kummer und Verlegenheit geliebt habt, als ich liebe!"

Er trank, und ein lautes Klopfen an seine Thür unterbrach die Stille der schweigenden Nacht.

Rudolf hielt das Klopfen für einen Windstoß an die klaffende Thür, und achtete nicht darauf.

Es klopfte wieder. Er stand auf und sah nach der Thür. Sie lag fest an in ihrem Schlosse.

Er gieng zu seinem Sitze zurück, und es klopfte wieder.

„Was ist das? — rufte er aus. — Wer ist da? — Herein, was einen Kopf hat!" *)

Die Thür öffnete sich, und ein gekrümmtes, altes Männchen, in der Größe eines zehnjährigen Kindes, trat herein. Es war ganz schwarz gekleidet, und hatte einen schneeweissen Bart.

„Wer

*) Eine alte Redensart, die Bezug auf Erscheinung von unbekopften Geistern hat.

„Wer bist du? Was willst du?“ — rufte Rudolf der Erscheinung erschrocken entgegen.

„Ich bin Gerwalt.“ *)

Rudolf. Wer ist Gerwalt?

Gerwalt. Ein uralter Bewohner dieses Schlosses. Man nennt mich den Burg-Kobold. — Solltest du noch nichts von mir gehört haben?

Rudolf. Mancherlei. — Ich habe aber nichts davon, ich habe selbst dein Daseyn nicht geglaubt.

Gerwalt. So glaube es nun.

Rudolf. Was willst du von mir?

Gerwalt. Nichts. — Ich wollte mich dir nur zeigen. Von Aller Seelentage an, bis zum heiligen Abend **) gehe ich in dem Schlosse umher, und zeige mich, wem ich mich zeigen will. Jetzt, dir.

Rudolf. Wozu?

Gerwalt. Um deine Bekanntschaft zu machen. (setzt sich) Mit deiner Erlaubniß! — Gieb mir doch einen Becher Wein.

*) Einer der Macht über, der Vollmacht zu etwas hat.

**) Der 24. Dezember.

Rudolf. Wie? Trinken die Kobolde auch Wein?

Gerwalt. So gern, wie ihr. Sie genießen alles gern, was gut schmeckt.

Rudolf. Und ihr seyd Geister?

Gerwalt. Mit Körpern, wie du siehst.

Rudolf. Poltergeister, nennt man euch.

Gerwalt. Wenn wir geräuschvolle Arbeiten verrichten, so kann's freilich ohne Poltern nicht geschehen. Ist aber die Arbeit im Stillen abzuthun, so verrichten wir sie auch im Stillen. — Du kannst Proben von mir, von beiderlei Arbeit haben, und sollst deinen geschäftigen, hülfreichen Kobold *) loben! — Jetzt, gieb mir einen Becher Wein.

Rudolf.

*) Von den Kobolden, ihrer Natur und ihrem Wesen, ihrem Wirken und Walten findet man in folgenden Schriften genau Nachricht und Belehrung. Wierus de Praestig. Daemon. L. 1. c. 22. §. 5. — Theobald in Aranis Naturae. p. 116. — Agricola de Arimant. subterran. p. 32. — Del Rio Disquisit. Magic. L. 2. qu. 27. Sect. 1. — Francisci Höllischer Proteus. S. 790 — 800. — S. auch diese Romant. Gesch. der Vorzeit. IX. B. S. 59.

Rudolf. Hier, nimm und trink.

Gerwalt. Du sollst wohl leben, und alles soll dir nach Wunsche und Willen gehen! (trinkt)

Rudolf. So ist es nicht.

Gerwalt. Nicht? — Wo fehlt es?

Rudolf. An der Erfüllung eines sehnlichen Wunsches.

Gerwalt. Den möchte ich hören.

Rudolf. Wozu?

Gerwalt. Je nun! man kann nicht wissen — Vielleicht kann ich dir wohl gar helfen.

Rudolf. Unter welchen Bedingungen hilfst du?

Gerwalt. Aus Dienstfertigkeit, zu meinem eigenen Vergnügen, und ohne Eigennutz. — Womit wolltest du mich auch belohnen?

Rudolf. Das wüßte ich selbst nicht.

Gerwalt. Gutes Essen und Trinken hätte ich gern.

Rudolf. Das sollst du haben.

Gerwalt. Das verdient meinen Dank. — Laß dein Anliegen hören.

Rudolf.

Rudolf. Ich liebe ein Mädchen, das in einem Kloster steckt.

Gerwalt. Das ist kein Unglück! — Da kann leicht geholfen werden. Das Mädchen holt man heraus, aus dem Kloster.

Rudolf. Wer?

Gerwalt. Ich.

Rudolf. Wie?

Gerwalt. Die Art und Weise, wie ich sie hole, kann dir einerlei seyn; genug, wenn ich sage, ich hole sie. Und ich hole sie.

Rudolf. Wenn?

Gerwalt. Morgen, wenn du es haben willst.

Rudolf. Ist es möglich?

Gerwalt. Das sollst du sehen.

Rudolf. Gerwalt! wenn du das könntest!

Gerwalt. Ich kann es.

Rudolf. Mein Dank —

Gerwalt. Auf menschlichen Dank rechne ich nicht viel; auf den deinigen, auch nicht; er könnte sich leicht in Undank verwandeln. Es macht mir selbst Spas, so etwas auszufüh-

ren, und ich thue alles beinahe zu meinem eigenen Vergnügen. — Sonst möchte sich ein ehrlicher Kobold mit euch Menschen auch gar nicht abgeben, denn ihr seyd die undankbarsten Geschöpfe in der Welt. Vor dem Besitz, schmeichelnd, im Besitz stolz, vergessend und undankbar. — Aber, wie gesagt, ein solches Abentheuer macht mir selbst Spas, und gegen die Klöster übe ich gern etwas aus, das gestehe ich. — Ich entführe dein Liebchen in der Nacht, ganz still und ohne Geräusch, bringe dir's, und lege dir's ins Bett, wenn du es dahin gelegt haben, und es nicht selbst hineinlegen willst. — Willst du mehr haben?

Rudolf. Goldener Gerwalt! —

Gerwalt. Dein Wein ist gut. Gieb her, noch einen Becher davon.

Rudolf. Hier ist die ganze Kanne.

Gerwalt. Gut! die nehme ich mit in meine Wohnung.

Rudolf. Wo wohnst du?

Gerwalt. Unter der Erde, tief unter deinem Burg-Verlies, und unter deinen Kellern. — Willst du mich besuchen?

Rudolf.

Rudolf. Komm du lieber zu mir.

Gerwalt. Auch gut. — Jetzt gehe ich. Beschreibe mir dein Liebchen genau, daß ich nicht etwa ein anderes Kloster-Jüngferlein in dein Bett werfe, als das, welches du haben willst, — und morgen um diese Zeit, sehen wir uns wieder.

Rudolf. Darf ich gewiß darauf rechnen?

Gerwalt. Wofür siehst du mich an? Ich bin kein menschlicher Prahler. Ich bin ein ehrlicher Kobold, der Wort hält. Das Mißtrauen ist doch bei euch Menschen zu Hause. Man sieht's wohl, was ihr von einander zu erwarten und zu hoffen habt. — Beschreibe mir das Mädchen, und ein schlechter Kobold, der nicht Wort hält, und sie dir nicht bringt.

Rudolf konnte nicht schlafen, und den ganzen folgenden Tag, gieng er wie aus einem lebhaften Traume erwacht, umher.

Der Abend kam herbei; er wurde ängstlich. Die Mitternacht nahte sich; er schwebte

zwischen Furcht und Hoffen. Die Stunde der Mitternacht war vorbei.

„Mach auf!" — schrie es draußen.

Rudolf öffnete zitternd die Thür. Gerwalt kam keuchend in das Zimmer, trug eine Nonne auf der Schulter, und legte sie auf Rudolfs Bette.

Gerwalt. Da ist sie.

Rudolf. Gerwalt!

Gerwalt. Wetter! sie ist schwerer, als ich gedacht hätte.

Rudolf. Ist es möglich?

Gerwalt. Du siehst ja, daß es wahr ist.

Rudolf. Luidhild?

Gerwalt. Sieh sie an, ob sie es nicht ist.

Rudolf. Ach Gott! ja! — Ja, sie ist es.

Gerwalt. Nun? wer hat gezweifelt, und wer hat Wort gehalten?

Rudolf. Ich hätte nicht geglaubt —

Gerwalt. Siehst du Mensch! so seyd ihr. — Gieb Wein her! Ich bin durstig geworden. 's ist draußen ein böser Nebel. — Hast du auch etwas zu speisen?

Rudolf. Dort steht Speise und Wein.

Gerwalt. Rebhühner — Forellen — Hm! so etwas läßt sich essen. (trinkt) Ha! Das ist gewiß aus deinem besten Fasse?

Rudolf. Sie schläft!

Gerwalt. Ja, sie schläft. — Ich holte sie aus dem Bette, zog sie in aller Stille an, — so etwas können nur wir Kobolde, ohne daß die Leute aufwachen, — und trug sie schlafend davon. — Ich habe sie angezogen, du magst sie nun ausziehen.

Rudolf. Wenn sie erwacht —

Gerwalt. Wird sie sich freuen, daß sie nicht mehr in ihrer Zelle sitzt. — Traun! in deinen Armen wird sie lieber ruhen, als auf ihrem klösterlichen Strohsacke.

Rudolf. Was soll ich ihr sagen?

Gerwalt. Wenn ich ihr Liebhaber wär, wüßte ich das.

Rudolf. Wird sie mir verzeihen, daß ich —

Gerwalt. Was? daß sie keinen Schuh beschmutzt hat? — So trocken, ist gewiß nicht

leicht ein Nönnchen dem Kloster entkommen, als dieses.

Rudolf. Sie ist —

Gerwalt. Sie ist sehr hübsch, Rudolf! das muß ich selbst gestehen.

Rudolf. Sie athmet schwer.

Gerwalt. Sieh nur diesen köstlichen Busen!

Rudolf. Ach! wenn sie erwacht —

Gerwalt. Wie dankbar wird sie dich küssen!

Rudolf. Sie wußte ja nichts von ihrer Entführung.

Gerwalt. Was thut das zur Sache? Genug, daß sie da ist. — Oder, willst du haben, daß ich sie wieder forttragen soll?

Rudolf. Ach nein!

Gerwalt. Ich holte sie auch zum zweitenmal nicht wieder. — Ein fataler Gang durch das Kloster! — Allenthalben geweihte Lampen und Kerzen, Bilder und Kruzifixe, die ich nicht leiden kann. Ich bin froh, daß ich's einmal überstanden habe. Und wenn du dich noch in zehn Nonnen verliebtest, ich holte dir

LB Coburg

keine einzige wieder. Ihre Zellen sind mit lauter Dingen verpallisadirt und verrammelt, die mir gar nicht behagen.

Rudolf. (ohne ihn zu hören) Süsses Mädchen! wirst du mir vergeben? —

Gerwalt. O! bist du ein Kerl! Einem Liebhaber, vergiebt ein Mädchen alles.

Rudolf. Weiß ich denn, wie sie gesinnt ist?

Gerwalt. Wie ein Mädchen. — Sie wird sich und dir den Kopf nicht abreissen, daß du sie lieb hast. Du bist, wie ich merke, ein schlechter Weiberkenner. — Wie oft hast du schon geliebt?

Rudolf. Luidhild ist meine Erste Liebe.

Gerwalt. Das glaube ich dir.

Rudolf. Sie soll auch meine Einzige —

Gerwalt. Hm! —

Rudolf. — und meine Letzte Liebe seyn.

Gerwalt. Das glaube ich nicht.

Rudolf. Sie bewegt sich!

Gerwalt. Sie wird träumen. Vielleicht träumt sie von dir.

Rudolf. Schwerlich!

Gerwalt. Warum nicht?

Rudolf. Sie bewegt sich noch stärker!

Gerwalt. Nun gehe ich. Sie könnte erwachen, und wer weiß, ob meine Gegenwart ihr angenehm wär. Bei dir allein, mögte es ihr wohl besser gefallen.

Rudolf. Ach! ich bin so ängstlich!

Gerwalt. Schäme dich! Wer wird bei einem hübschen Mädchen ängstlich seyn? — Die Weiber können das ängstliche Wesen nicht einmal leiden. Der Kühnste, ist ihnen der Liebste. — Fasse Muth, heiße sie bei dir willkommen, und küsse ihr den Dank von dem Munde.

Rudolf. Sie wird erschrecken, wenn sie sich hier sieht.

Gerwalt. Das geht vorüber.

Rudolf. Sie wird mich fragen, wie sie hieher gekommen ist? Was soll ich ihr darauf antworten?

Gerwalt. Gelegentlich würdest du ihr das erklären. — Wenn sie erst hier eingewohnt ist, kannst du mich ihr vorstellen, und sagen: Dieser, mein und dein Freund, hat dich durch

die Luft hieher getragen. Er sieht zwar wie ein Achtziger aus, er hat aber Kräfte, wie ein Zwanziger. Bedanke dich fein bei ihm, und sey ihm gewogen.

Rudolf. Ach Gott! sie schlägt die Augen auf!

Im Hui raffte Gerwalt die Speisen und Kannen zusammen, und war damit zum Zimmer hinaus, ehe Rudolf nur ein Wort sprechen konnte.

Die Szene zwischen Rudolf und dem geraubten Liebchen, überlassen wir der Einbildungskraft unserer Leser, die dieselbe in einem so gefälligen Kolorit sich malen können, als es ihnen möglich ist. Nur der letzte Pinselstrich an dem Gemälde sey uns erlaubt.

Der Morgen erblickte Rudolfen und sein Liebchen, eben so als er Mann und Frau nach der Brautnacht erblickt haben würde.

Etwas verschämt schlich das Liebchen in das Gemach, welches ihr Rudolf anwieß, und

er blieb in dem seinigen, wo er seinen Leuten, wie sonst gewöhnlich, Audienz gab.

Er sas noch bei dem ersten Töpfchen warmen Biere, — denn er war den Federn diesmal sehr spåt entkommen, — und sprach mit seinem Rüstmeister, als man ihm die unvermuthete Ankunft seines Vaters meldete. — Ziemlich verlegen gieng er ihm entgegen, führte ihn in's Zimmer, und lies sogleich Wein auftragen. — Ulfar schien nicht mit der besten Laune gekommen zu seyn. Er warf die Blechhandschuh etwas stark auf den Tisch, und setzte sich langsam nieder. — Als er den ersten Becher Wein geleert hatte, forderte er einen Imbiß, sah zum Fenster hinaus, und sprach kein Wort. — Das Frühstück kam, er as und trank, und setzte sich endlich wieder. Darauf kam es zur Erklårung.

Ulfar. Die Klaren Aebtissin, deine Base, hat neulich einen Boten an mich geschickt. Ein Buschklepper hat ihm den Brief abgenommen, und da ich nicht wußte, was er wollte, schickte ich ihn wieder fort. — Gestern erhielt ich einen

zweiten

zweiten Brief von ihr. Du kannst doch errathen, was darinne stand?

Rudolf. Ja.

Ulfar. (trinkt) Du hast dich bei der Aebtissin ungebürlich aufgeführt, hast gelärmt, gedroht, gepocht, gepoltert, — kurz, du hast nicht gehandelt, wie mein Sohn handeln sollte.

Rudolf. Vater! meine Leidenschaft riß mich hin, und —

Ulfar. Daß Luidhild in jenem Kloster war, wo du gepocht und gedroht hast, wußte ich nicht —

Rudolf. Aber Ihr wußtet also doch, daß sie in einem Kloster war?

Ulfar. Das war mein Wille.

Rudolf. Euer Wille? — Habt Ihr über Luidhild zu gebieten?

Ulfar. Ja.

Rudolf. Könnt Ihr ihr Schicksal bestimmen?

Ulfar. Ja. (trinkt) — Und du, mußt von dem Mädchen ablassen.

Rudolf. Das ist mir unmöglich!

Ulfar. Es muß seyn. — Hast du mir deswegen den Schenkungsbrief über diese Burg abgeschwatzt, um sie zur Ringmauer deiner Verbrechen zu machen?

Rudolf. Was wollt Ihr damit sagen?

Ulfar. Ich ahnde, was du vor hast: Es ist nichts Edles, nichts Erlaubtes. — Du willst das Mädchen stehlen, und sie — — Rudolf! laß ab.

Rudolf. Ich kann nicht.

Ulfar. Du kannst nicht?

Rudolf. So wahr mir Gott helfen mag in der Stunde meines Todes! ich kann nicht. Sie muß die Meinige werden!

Ulfar. Rudolf! dein Vater bittet dich, mit nassen Augen, laß von dem Mädchen ab.

Rudolf. Was ist das?

Ulfar. Das sind Thränen deines Vaters, und Luidhild — ist deine Schwester.

Rudolf. Allmächtiger Gott!

Ulfar. Das Geheimniß ruhe in deiner Brust fest verschlossen.

Rudolf. Luidhild, meine Schwester?

Ulfar. So ist es. — Erspahre deinem Vater ein weitläuftigeres Bekenntniß.

Rudolf. Und Dietwalt ist nicht ihr Vater?

Ulfar. Er ist ihr Grosvater. Ihr Vater bin ich. Ihre Mutter ist tod, und du bist Luidhilds Bruder.

Rudolf. Ach Gott!

Ulfar. Weissagte dir der Vorfall auf meiner Burg mit Dietwalt und dem Ringe, nichts?

Rudolf. Es ist unmöglich!

Ulfar. Leider! ist es Wahrheit.

Rudolf. Vater! ich bitte Euch um Gottes willen! sagt: es ist nicht wahr.

Ulfar. Was ist das?

Rudolf. Ich bin grenzenlos unglücklich!

Ulfar. Bist du bei Sinnen?

Rudolf. Der Wahnsinn folgt Euch und mir auf den Fersen. (zieht das Schwert) Nur mein Tod, kann meine Schande, kann mein Verbrechen tilgen!

Ulfar. (entreißt ihm das Schwert) Rudolf! —

Rudolf. Vater! — Durchbohrt mich. Ich kann mein Verbrechen nicht überleben.

Ulfar. Verbrechen? (zitternd) Um Gottes willen! was ist geschehen? Wenn du —

Rudolf. (außer sich) Blutschande!

Ulfar. (läßt das Schwert sinken und bedeckt mit beiden Händen sein Gesicht) Gerechter Gott! Blutsch — (sinkt zu Boden) Vergebe uns Gott!

Rudolf. Mein Vater! Hülfe! —

Der Rüstmeister sprang herbei. Ulfar wurde aufs Bett getragen. Er kam wieder zu sich. Rudolf befahl dem Rüstmeister das Zimmer zu verlassen.

Ulfar. O mein Sohn! — Ist es — wahr? —

Rudolf. Es ist geschehen!

Ulfar. Gott erbarme — sich meiner und deiner! — Die Schuld ist mein. —

Rudolf. Mein!

Ulfar. Du hast ja nicht gewußt — — Ach! du träumst auch wohl nur —

Rudolf. O wollte Gott! daß es ein Traum wär. — Aber, nein! — Es ist schreckliche Wahrheit!

Ulfar. Ist Luidhild —

Rudolf. Sie ist hier.

Ulfar. Hier?

Rudolf. Diese Nacht —

Ulfar. Unmöglich!

Rudolf. Aus dem Klaren Kloster gestohlen, und —

Ulfar. Nein, nein! — Sie ist ja schon seit deiner Anwesenheit in jenem Kloster, in ein anderes Kloster gebracht worden.

Rudolf. Man hat Euch hintergangen. Mein Verbrechen soll vor Euern Augen so lebhaft stehen, als es vor den meinigen steht. (öffnet die Thür des Seitenzimmers.) Unglückliche Sünderin! — Luidhild! — komm heraus. — Unser Verbrechen, das die Unwissenheit erschuf, ist offenbar. Komm heraus, und sieh deinen unglücklichen Vater und Bruder!

Sie kam nicht.

Er trat in ihr Zimmer, und sie war nicht darinne zu sehen. Keine Spur war von ihr zwischen den Wänden zu erblicken. Vergebens durchsuchte Rudolf das Zimmer, das Liebchen war nirgends zu finden. Mit einem bestürzten: „Was ist das?" kam er zurück.

In diesem Augenblick erschien P. Berthold, der Ulfarn gefolgt war, weil er seine Gegenwart in Herrnau nöthig glaubte. Er betrog sich nicht, und kam zu sehr gelegener Zeit. — Vater und Sohn bekannten und erzählten ihm, was geschehen war.

P. Berthold. Gott sey mit uns! Rudolf! ich bin außer mir. — Ein Teufelsgespenst hat Euch geäffet und betrogen. Ihr habt einer Sukkuba *) beigewohnt. — Ich schwöre es Euch zu, und Ihr könnt Euch selbst davon überzeugen, Euere Schwester Luidhild ist nicht mehr in dem Kloster Euerer Base. Der Teufelskobold hat Euch eine Teufelin zugeführt,

*) S. Goldschmidts Höllischen Morpheus. S. 335. — Wierus de Praest. Daem. L. 2. c. 42. — Scotti Phys. curios. L. 2. c. 28. §. 3.

geführt, die Luidhilds Gestalt angenommen, und mit Euch gebult hat.

Rudolf. Ich bin verloren!

P. Berthold. Keine Verzweifelung! Was geschehen ist, darf Euch nicht schaden an Euerer unsterblichen Seele, und den Leib wollen wir reinigen. — Ich reise jetzt sogleich nach dem Kloster, in welchem sich Luidhild befindet, werde mit ihr sprechen, und ihr entdecken, wessen Tochter und Schwester sie ist. — Ihr, Ulfar, geht jetzt auf Euere Burg zurück. Ihr taugt vor der Hand, nicht zur Gesellschaft Eueres Sohnes.

Ulfar. Herr Pater! nehmt Euch unserer an.

P. Berthold. Nach meiner Zurückkunft soll alles geschlichtet, gerichtet und beigelegt werden. — Der Herr und alle Heilige nehmen Euch in ihren Schutz!

Der Pater verfolgte seinen Weg nach dem Kloster, Ulfar ritt gegen Mittag auf seine Burg zurück, und Rudolf blieb in Aengstlichkeit und Zweifeln auf seinem Schlosse.

Er wachte bis gegen Mitternacht, und Gerwalt stellte sich richtig, wie vorher, bei ihm ein.

Rudolf. Hebe dich von mir, Höllengeschöpf!

Gerwalt. Oho! nur gnädig!

Rudolf. Und du wagst es, mir vor die Augen zu kommen?

Gerwalt. Wie du siehst. — Glaubst du denn, ich fürchtete mich. Doch nicht vor dir? Was habe ich dir denn zu leide gethan?

Rudolf. Und du kannst noch fragen?

Gerwalt. Betrachte die Sache in dem gehörigen Lichte, und du wirst mir Dank schuldig seyn. — Ich habe deine Wünsche befriediget.

Rudolf. Durch ein höllisches Blendwerk.

Gerwalt. Die Täuschung ist auch etwas werth; und du bist doch sehr natürlich getäuschet worden. Mußt du das nicht selbst sagen?

Rudolf. Hebe dich von mir! Ich verlange keine Gemeinschaft mit dir und deiner Teufelin.

Gerwalt. War sie nicht deine Luidhild, wie sie leibt und lebt?

Rudolf. Spotte noch, (greift nach dem Schwerte) und ich will —

Gerwalt. Nur gemach, edler Rittersmann! Mit deinem Schwerte ist gegen mich nichts ausgerichtet. Stoß nach mir, und ich drehe dir den Hals um, wie einer Drossel. Drohen lasse ich mir nicht für meinen guten Willen. — Warum hast du dich mit mir eingelassen? Hege keine ausgelassenen Leidenschaften, so kann ich dir auch keinen Spas spielen. Und, es war doch ein angenehmer Spas für dich! — Ich habe nichts dabei gewonnen. Und was hast du denn dabei verloren?

Rudolf. Meine Ruhe.

Gerwalt. Wenn du nun bei der wirklichen Luidhild gelegen hättest, wär denn da das Unglück nicht weit größer gewesen? Du bist mir noch Dank schuldig, daß ich dich von einem Verbrechen gerettet, und auf so wohlfeile Art kurirt habe.

Rudolf. Geh von mir!

Gerwalt. Du belohnst deinen Arzt schlecht.

Rudolf. Ich will nichts mehr von dir hören!

Gerwalt. Ueberlege die Größe deines Unglücks, wenn ich dir deine Schwester zugeführt hätte. Ich wußte wohl, was du nicht wußtest. Ich wollte dich nicht in Verzweiflung stürzen, und dennoch wollte ich dir helfen. Was sollte ich also thun? — Meine gute Lilith mußte die Gestalt deines Liebchens annehmen, und du wurdest befriediget, ohne gegen die Natur zu sündigen. — Habe ich nicht freundschaftlich genug gegen dich gehandelt?

Rudolf. Verlaß mich!

Gerwalt. Bist du nun geheilt?

Rudolf. Geh, geh!

Gerwalt. Soll ich dir ein anderes, hübsches Mädchen zuführen?

Rudolf. Teufel!

Gerwalt. Ich höre mich lieber Gerwalt nennen.

Rudolf. Wie du dich nennen magst, ich mag mit dir nichts zu thun haben. Ich verabscheue, ich verfluche dich und deine Dienstwilligkeit.

Gerwalt. Das ist ganz menschlich!

Rudolf. Teufelisch handeltest du an mir.

Gerwalt. Rudolf! Du hättest das Kloster abgebrannt, um Luidhild entführen zu können. Wie nennst du eine solche Handlung?

Rudolf. Das hätte ich nicht gethan.

Gerwalt. Ich kenne dich besser. Du hättest es gethan, und hättest über deine That noch frohlockt. Du bist der bessern Menschen keiner, zumal wenn deine unordentlichen Leidenschaften in's Spiel kommen.

Rudolf. Ueber den Bußprediger!

Gerwalt. Nichts leichter, als das zu seyn! — Ich will dir den Text lesen, daß du zittern sollst, wenn ich sonst will. — Jetzt will ich aber weiter nichts haben, als daß du gestehen sollst: Gerwalt hat durch seine Behülflichkeit, mich von einem großen, schweren Verbrechen gerettet. Und daß das wahr ist, wirst du selbst fühlen. Also gieb der Wahrheit die

Ehre, und gestehe, was du zu gestehen mir, und dir selbst schuldig bist.

Rudolf. Wär es dir möglich gewesen, mich auch dieses Verbrechens schuldig zu machen, du hättest es gethan.

Gerwalt. Da höre ich wieder einen undankbaren Menschen sprechen! — Rudolf, du gefällst mir nicht.

Rudolf. Du mir auch nicht.

Gerwalt. So kann ich gehen. — Wenn ich aber nun Lärm und Spuck in deinem Schlosse anfange? Wie da?

Rudolf. So lasse ich dich bannen.

Gerwalt. Rudolf! werde ein Mönch, und laß dein ritterliches Schwert verrosten. Statt des Helmes ziehe eine Kapuze über deinen Kopf, und statt des Wehrgehänges, umgärte dich mit einem Knotenstricke. Ein Rosenkranz wird deiner Hand besser stehen, als eine Lanze, und statt der Panzerstiefeln, ziehe Holzschuhe an. — Leb wohl!

Damit verlies der Kobold das Zimmer, und Rudolfs Augen floh noch der Schlaf, als schon die Hähne ihr Morgenlied krähten.

Des P. Bertholds Zurückkunft bekräftigte Rudolfen nur, was er schon durch des Kobolds Geständniß wußte, daß Luidhild nicht aus dem Kloster gekommen, und daß er von dem Unhold betrogen worden war. Der Betrogene unterzog sich willig jetzt allen ihm auferlegten Bußen, und wurde, so gut ihm die Kirche helfen konnte, gereiniget. Er versöhnte sich mit seinem Vater vor dem Altar, und die Mutter erfuhr von allem, was vorgegangen war, nichts. — Er wollte nun ruhig eine stille Bahn seines Lebens einschlagen, aber es sollte noch nicht dazu kommen.

Eines Tages ritt er aus, begleitet von einigen Knappen, die Rosse in Athem zu setzen, denen der stille Stand in ihrem Stalle nicht gefallen wollte, als er, einige Stunden weit

von seiner Burg, in einem Walde, ein durchdringendes Geschrei vernahm. Er spornte sein Roß an, und sprengte dem kläglichen, hülferufenden Geschrei entgegen. Bald kam er näher, und erblickte endlich ein Mädchen von einnehmender Gestalt und Bildung, die von drei Kerlen geknebelt, und an eine Eiche gebunden wurde.

Ohne sich lange zu besinnen, sprengte er auf die Räuber los, spaltete dem einen mit dem Schwerte den Kopf, und theilte den Körper des andern durch einen kräftigen Streich, indeß der dritte entfloh, ehe die Knappen herbei kamen.

Rudolf lies das Mädchen entfesseln, und diese fiel mit aufgehobenen Händen vor ihm nieder, und flehte seinen Schutz und Beistand an, den er ihr versprach.

„Wer seyd Ihr, schönes Fräulein?“ — fragte er.

„Ach! bringt mich in Sicherheit! — antwortete sie, — und ich will Euch mein trauriges Schicksal erzählen.“

Rudolf lies sie auf ein Roß setzen, und brachte sie auf sein Schloß.

Hier erzählte die gerettete Schöne, was sie versprochen hatte, mit folgenden Worten:

„Ich bin in Baiern geboren, einem Lande, dem die Natur nur Freuden zugeschworen hat, mir aber wurden davon keine zu Theil! Frühzeitig verlor ich meine gute Mutter, und mußte die schrecklichsten Behandlungen einer Stiefmutter erdulten, die mich endlich gar aus dem Hause trieb. — Dieses Unglück zog mir das Bischen Schönheit zu, das mir der Himmel geschenkt hat. Denn meine Stiefmutter war sehr häßlich, und von mir, sagten die Leute, ich sey ein erträgliches Gesicht.“

„Viel zu wenig gesagt!“ — unterbrach sie Rudolf, den die Blicke der schwarzen Augen der Erzählerin, schon ziemlich tief in's Herz gedrungen waren.

Sie. Ach, lieber Herr Ritter! ich will mich meines Bischen Gutaussehens nicht rühmen, denn alles das, ist nur eine zufällige

Gabe des Himmels. Der größte Schmuck des Menschen, ist ein gutes, edles Herz. Das hatte meine grausame Stiefmutter nicht. Sie machte meinen Vater gegen mich zum Tirannen, und ich wurde verstoßen.

Er. Armes, liebes, gutes Mädchen!

Sie. In Regensburg wohnte die Schwester meiner verstorbenen Mutter. Zu dieser nahm ich meine Zuflucht. Sie war eine arme, tugendsame Wittwe, und wir lebten zusammen in Zucht und Ehrbarkeit, still und eingezogen, von der Arbeit unserer Hände, und von der Mildthätigkeit guter Leute. — Meine Base starb, und ich war wieder verwaiset. — Ach, Herr Ritter! ein Mädchen ohne Schutz, ist ein sehr beklagenswerthes Geschöpf. Jedermann glaubt ungestraft sie beleidigen zu können, und beleidiget sie ungestraft!

Er. Schändlich!

Sie. Zu Mainz lebt die dritte Schwester meiner seeligen Mutter, verheurathet an einen nicht ganz unbemittelten Weinhändler. Zu dieser wollte ich meine Zuflucht nehmen, und war auf dem Wege, als ich von Räubern angefal-

gefallen, und von Euch gerettet wurde. O! Ihr wart mir ein Engel des Himmels, der Retter meines Lebens und meiner Ehre! — Diese Thränen mögen Euch danken. Weiter, kann ich Euch nichts geben.

Er. Gutes Mädchen! meine That selbst, und mein Selbstgefühl, belohnen mich.

Sie. O! Ihr seyd ein edler Mann!

Er. Ich hause noch ohne Weib, frei und ledig auf meiner Burg. Die Stelle einer Haushälterin und Schließerin kann ich Euch bei mir anbieten, wenn Ihr sie annehmen wollt.

Sie. Mit tausend Dank! — Der Himmel hat mein Flehen erhört. Ich bleibe bei Euch; ich gehe nicht nach Mainz. Ach! es ist hart, sich von Verwandten ernähren lassen zu müssen. Lieber Arbeit und Lohn bei fremden Leuten, als Gnadenbrod bei Anverwandten!

Er. Bleib bei mir, und laß es dir wohl seyn.

Sie. Gott vergelte es Euch! — Ich will Euern Hauswesen treu und redlich verstehen.

hen. Ihr sollt eine treue Magd an mir haben.

Er. Ich werde dein Freund seyn, und dich als Freundin behandeln. Die trüben Stunden auf meiner einsamen Burg, werden mir in deiner Gesellschaft schneller verfließen, und ich habe, was mir bisher fehlte, eine theilnehmende Gesellschafterin!

Sie. Diese werde ich Euch seyn!

Er. Dein Name?

Sie. Rahel.

Er. Rahel? — du bist? —

Sie. Eine Jüdin bin ich.

Er. Eine Jüdin?

Sie. Macht Euch das verlegen?

Er. Ach nein!

Sie. Könnte das Euern Entschluß ändern, mir Unterhalt zu geben? — Ich will in diesem Fall, lieber wieder von Euch gehen.

Er. Nicht doch! — Ich bin nicht von Vorurtheilen eingenommen, du weißt aber —

Sie. Ich fühle, was Ihr sagen wollt. Und deshalb wird es auch wohl besser seyn, wir trennen uns wieder. Gebt mir einen klei-

nen Zehrpfennig mit auf den Weg, und laßt mich gen Mainz ziehen.

Er. Nein! du bleibst bei mir, wenn du willst.

Sie. Herzlichgern! aber, wenn etwa Euer Beichtvater Euch —

Er. Mein Beichtvater ist ein kluger Mann voll Einsicht und Verstand, und wollte er ja etwas sagen, das mir nicht gefiel, so — werde ich dennoch thun, was mir gefällt. Du wirst meine Haushälterin, und meine Freundin.

Und das geschah auch. Die schöne Rahel wurde Rudolfs Haushälterin, er nennte sie Freundin, und seinem Herzen, wurde das schöne Mädchen nach und nach immer mehr als Freundin, wurde mit jedem Tage ihm werther und theuerer.

Sie sah und fühlte das, und mochte nicht widerstreben. — Ja, sie gab sogar seiner Bitte nach, sagte nichts gegen fremde Leute von ihrer unchristlichen Abkunft, und lies sich Gertrud

nennen, ein traulicher Name, *) den ihr Rudolf selbst gab, und den sie deshalb, wie sie ihm versicherte, auch sehr gern führte.

Rudolfs Eltern erfuhren gar bald, daß ihr Sohn eine gar schöne Haushälterin auf seiner Burg habe, und Ulfar besuchte ihn, um das Mädchen zu sehen. — Da benahm sich denn Jungfer Gertrud so artig gegen den Alten, daß dieser seinem Sohne gestand: er glaube, er habe sehr gut gewählt. Nur warnte er ihn, auf seiner Huth zu seyn, denn das Mädchen sey gar zu schön. Das meinte auch P. Bertold, und empfahl Rudolfen Vorsicht und Selbstbeherrschung. — Ermahnungen, die alle in den Sand geschrieben wurden, denn Rudolf wurde mit jedem Tage verliebter in seine schöne Haushälterin.

Einst sas sie an einem trüben Dezember-Abend noch spät bei ihm, drehte zierliche Faden

*) Gertrud; d. i. Ganz vertraut; ganz lieblich, oder geliebt. — S. Wegeners Anmerk. zu dem Namen-Büchlein. S. 217.

den mit der laufenden Spindel, erzählte, und lies sich erzählen.

Sie. Es wird spät. Wir sitzen auch immer gar zu lange bei einander!

Er. Wird dir die Zeit lang? Mir nicht, wenn ich bei dir sitze. So, könnte ich die ganze Nacht durchwachen. — Es ist auch gar zu einsam auf meiner Burg, und wenn ich dich nicht um mich hätte, ich möchte traun! gar nicht hier leben.

Sie. Ihr hättet Euch eine Hausfrau nehmen sollen.

Er. Es wär wohl geschehen, wenn du nicht zu mir gekommen wärst.

Sie. Ihr könnt mich ja wieder gehen heißen.

Er. O pfui!

Sie. Mit einem Weibe würdet Ihr ja doch besser berathen seyn, als mit mir. Sie würde Euch viel angenehmer die Zeit vertreiben, als ich das thun kann. Sie würde zärtlich Euch lieben, und Euch Tage und Nächte verkürzen.

Er. Das wohl! — Das könntest du ja aber auch.

Sie. Behüte! Bin ich doch nicht Euer Weib, kann es auch nie werden.

Er. Und dennoch —

Sie. Seht, mein Rocken ist schon wieder abgesponnen! Ich bin wohl recht fleißig. — Nun, für heute genug. Ich will mich nun zur Ruh legen. Thut eben das, und schlaft wohl!

Er. Ich träume nur immer von dir.

Sie. Wenn's nur was Gutes ist.

Er. O ja!

Sie. Das ist mir lieb. — Gute Nacht!

Er. Willst du ohne Schlaftrunk zu Bette gehen?

Sie. Keinen Wein mehr. Ich habe ohnehin so schweres Blut.

Er. Bleib noch ein wenig bei mir! — Singe mir etwas.

Sie. Habe ich Euch schon das Lied gesungen von Herr Waltern?

Er. Welches?

Sie. „Es liegt sich so traulich" —

Er. Nein!

Sie. So will ich es Euch singen. Aber dann, gehe ich zu Bette.

Es liegt sich so traulich selbander im Arm,
so heimlich vergnüglich, so herzlich und warm!
Man küßt sich, und neckt sich, und schläfert sich
ein.
Man küßt sich, und weckt sich, um heiter zu seyn.

Es liegt sich so einsam, so traurig allein,
man wünscht sich und sehnt sich, es schmeckt uns
kein Wein,
man quält sich und plagt sich, und weiß nicht
warum,
es ist uns so öde, so mürrisch und stumm.

Man kennt keine Freude, man kennt keine Ruh,
es drückt uns der Unmuth die Augen nur zu.
Wir wünschen, und sehnen, und härmen uns ab,
und graben uns mürrisch das einsame Grab.

Doch lacht uns ein Liebchen mit zärtlichem Blick,
so lacht uns die Freude, so lacht uns das Glück;
dann sind wir zufrieden und fröhlich, und reich,
beneiden nicht Fürsten um Zepter und Reich.

Es liegt sich so traulich selbander im Arm,
so heimlich vergnüglich, so herzlich und warm!
Man küßt sich, und neckt sich, und schläfert sich
ein.
Man küßt sich, und weckt sich, um heiter zu seyn.

Er. Gertrud!

Sie. Gute Nacht!

Er. (hält sie zurück) Es liegt sich so traulich selbander im Arm!

Sie. Das mag wohl seyn! Ich habe es noch nicht erfahren.

Er. Laß uns glücklich seyn!

Sie. Ach!

Er. (schlingt seinen Arm um ihren Nacken) Gertrud! — Ich liebe dich.

Sie. Was kann mir das helfen? — Ich bin ein armes Judenmädchen, Ihr seyd ein reicher, edler Jüngling. Das schönste Edelfräulein wird Euch beglücken, und mir werden nie die Freuden der Liebe lächeln. — Wenn ich Euch nun auch liebte, wenn ich Euch alles gäb, was ein armes, tugendhaftes Mädchen einem geliebten Manne geben

kann, wenn ich Euch den ganzen Reichthum meiner ehrlichen Armuth aufopferte, was könnte mich dafür belohnen?

Er. Meine zärtlichste Liebe.

Sie. Wie lange könnte das dauern? — Eine Frau würde die Magd aus Euern Armen reissen, aus Euerm Bett verdrängen, aus Euerm Hause jagen, das alles nur ihr allein gehören würde.

Er. Wenn du mich liebst, soll keine Frau, dich weder aus meinem Herzen, noch aus meinen Armen reissen.

Sie. Wer ist mir Bürge?

Er. Mein Herz, meine Liebe, mein Ehrenwort, und der feierlichste Schwur —

Draussen ein fürchterlicher Windstoß an die erschütterten Hornfenster der Burg; die Laden knarrten, die Thüren klapperten in ihren festen Angeln, und der Sturm heulte laut.

Sie. Was war das?

Er. Ein Schneesturm erhebt sich.

Sie. Es ist eine Vorbedeutung —

Er. Aengstliches Mädchen!

Sie. Eine Vorbedeutung der Stürme, die mir bevorstehen. — Laßt mich! Mein Unglück beginnt mit meinem Glück. — Eine alte Wahrsagerin hat mir das profezeiht.

Er. Possen! — Dieser Kuß weihe dich zu dem Liebsten, was ich auf dieser Welt habe.

Sie. (umschlingt ihn) O Rudolf!

Er. Du liebst mich?

Sie. Nie werde ich einen Mann lieben, wie ich Euch liebe! — Meine Seele hängt an Euch, wie diese Lippe an der Euerigen. — Rudolf! du sollst mein Einziges und mein Alles auf dieser Welt seyn.

Er. Ich, der Deinige, so lange meine Seele diesen Leib belebt!

Sie. O! wie wird mir! — Diese Angst — (sinkt aufs Bett) Mein Busen — Mein Herz — (reißt sich auf) Luft! Luft!

Er. Um Gottes willen! was ist dir?

Sie. Ach! eine Höllenangst überfällt mich. — Das Blut stockt in meinen Adern. —

Laß mich! — Ich darf dir nicht sagen — Ich habe dich hintergangen — Du weißt nicht — Ach meine Sinnen vergehen mir! — Ich bin —

Er. Du bist mein! — (sie fest umschlingend) Du bist meine Braut!

Ein fürchterlicher Windstoß, ein lautes Zischen und Pfeiffen. Das Zimmer schien von Fledermäusen zu wimmeln. Die Thür sprang von einander. Gertrud lag in Ohnmacht. Rudolf sprang auf, und eine fürchterliche Gestalt stand vor ihm. Die Figur eines aufrechtstehenden, häßlichen, schwarzen Bocks, *) mit hohen gewundenen Hörnern und Adlerskrallen. Schwefelblaues Feuer dampfte dem Unthier aus Mund und Nase.

Rudolf, taumelte zurück, griff unwillkürlich nach seinem Schwerte, das auf dem Tische lag, und schlug damit ein Kreuz in die Luft.

*) Die angeblich liebste körperliche Gestalt des Bösen. — S. Höllischer Morpheus. S. 92. 93.

Das Unthier trat, von dem Zeichen des Kreuzes geschreckt, weit zurück, und klapperte mit den Zähnen.

„Was willst du?“ — fragte Rudolf, durch den guten Anfang beherzt gemacht.

„Das, was mein ist;“ — antwortete der Böse mit donnernder Stimme.

„Wer ist dein?“

„Dieses Mädchen, das du deine Braut nennst.“

„Dieses Mädchen?“

„Ich bin ihr Vater. Ihre Mutter war eine meiner Vielgeliebten, und schon in ihrem achten Jahre wurde Rahel auf einer unserer Versammlungen, durch die Hexentaufe *) mir geweiht. So, bin ich ihr Vater geworden, und du, darfst ohne meine Einwilligung, sie nicht Braut nennen. Ich weiß mein Recht, das ich über sie habe, zu behaupten. — Willst du aber dich mir selbst ergeben, so sollst du

Rahel

*) S. Waldschmidts Hexenpredigten. S. 59. 60. — Steuber de Conscientia. p. 29. 30.

Rahel als Braut umarmen, und ich will euch selbst zusammen geben."

„Ich werde mich nie dem Satan ergeben."

„So darfst du es auch nicht wagen, dieses Mädchen zu berühren. Sie ist mein!"

„Du lügst!"

„Ich nehme sie mit mir. Und wenn du mich wild machst, so zerreisse ich sie vor deinen Augen, und werfe dir die Stücken in's Gesicht."

Hastig griff Rudolf nach einem Kruzifix, das auf dem Tische stand, warf es auf Gertrud, und schrie:

„Berühre sie, wenn du kannst!"

Der Teufel knirrschte mit den Zähnen, brummte wie ein wüthender Bär, verlies voll Wuth das Zimmer, und hinterlies einen fürchterlichen Gestank. *)

*) Das that er gar nicht anders. — Gödelman de magis, venef. et lamiis. l. 1. c. 3.

Rudolf brachte das gute Mädchen endlich wieder zu sich, half sie entkleiden, legte sie in sein Bett, und wachte die ganze Nacht bei ihr.

Mit Tagesanbruch fertigte er einen reutenden Boten an den P. Berthold ab, und dieser kam, so bald wie möglich, bei ihm an.

Er erzählte ihm aufrichtig alles, was geschehen war.

„Rudolf! – sagte der Pater; — der Teufel scheint Euch recht zum Ziele seiner Tücken gewählt zu haben. Er will Euch berücken, aber seyd standhaft, bietet ihm die Spitze, und haltet fest am Glauben. Er darf Euch kein Haar krümmen."

Hierauf überlegten sie, was zu thun sey.

Gertrud war krank am Leibe und an der Seele. — Der Pater beschäftigte sich, unterhielt sich vom christlichen Glauben mit ihr, fand viel Gelehrigkeit und guten Willen, und taufte sie den dritten Tag frisch weg, ohne dem Teufel Zeit zu lassen, neue Versuche auf

ihren

ihren schönen Leib zu wagen. So war auch ihre Seele gerettet, und sie blieb bei Rudolfen, den sie herzlich liebte.

Als aber das Frühjahr kam, legten Ulfar und Rudolf den Grundstein zu einem schönen, neuen Nonnenkloster. Sie führten es mit großen Unkosten auf, und im dritten Jahr standen Kloster und Kirche unter dem Dache. Mit großer Feierlichkeit wurden Kirche und Kloster eingeweiht, reichlich beschenkt und verziert, und vierzehn Nonnen bezogen das Kloster. Gertrud nahm hier den Schleier, und Luidhild wurde von Vater und Sohn zur Aebtissin vorgeschlagen, gewählt und bestätiget.

In diesem Nonnenkloster brachte Rudolf nun die vergnügtesten Tage seines Lebens zu, und verlies demselben, als er unbeweibt starb, sein ganzes Vermögen. Luidhild war vor ihm gestorben, und Gertrud, die Liebe, folgte ihrem Geliebten bald nach. Ulfar und seine Frau waren schon lange verschieden, und lagen in der Klosterkirche begraben, wo auch

Rudolf, Luidhild, und Gertrud ihre Ruhestätte fanden.

Gott gebe ihnen eine fröhliche Urständ!

II.

Die Erlösung.

Zu Halberstadt lebte gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts ein gar fleißiger und geschickter Arbeiter in Gold und Silber, genannt Markhart, still und friedlich mit den Seinigen, geliebt von seiner Hausfrau, und geschätzt von großen Herren, die seiner Arbeit bedurften. Er war Vater von zwei Söhnen und einer Tochter, die eine sittsame, und gar feine Maid war. Gerhart, sein ältester Sohn, ergriff des Vaters Handthierung, fügte sich gar wohl darein, und versprach einen künstlichen Arbeiter; aber Bernhard, der jüngste unter Markharts Kindern, mochte der Kunst seines Vaters keinen Geschmack abgewinnen. Sein Dichten und Trachten gieng vielmehr dahin, schöne Lieder zu erlernen und Sang und Saitenspiel wohl zu begreifen. Das wollte zwar dem Vater nicht recht gefallen, aber die Mutter hatte große Freude daran, und beredete

dete endlich ihren Mann, den Jungen zu einem Sang- und Spielmeister zu thun, wo sich's Bernhard recht wohl gefallen lies, und große Fähigkeiten zeigte, die sich bald entwickelten. Er hatte viel gesunden Verstand, eine angenehme und reine Stimme, begriff sehr schnell und leicht, ahmte gut nach, erfand selbst nicht ungeschickt, und wurde täglich in seiner Kunst vollkommener. Was sein Aeusserliches betraf, so war er schlank und wohl gewachsen, hatte sprechende Gesichtszüge, eine freie Stirn, und ein offenes, großes, dunkelblaues Auge, worinne viel Schwärmerisches lag.

Nach und nach bekam der Vater selbst Freude an dem, was sein Sohn leistete, und als er einst nach Magdeburg zog, dem Bischoff ein bestelltes goldenes Gefäs zu überbringen, lies er sich's gefallen, auf Vorbitten der Mutter, Bernharden mit zu nehmen. Dieser hängte seine Harfe an, und folgte dem Vater nach Magdeburg.

Als nun der Bischoff mit Markharts Arbeit sehr zufrieden war, und sich gar leutselig mit ihm unterhielt, wagte er es, ein Wort

von seinem Sohne Bernhard zu sprechen. Alsobald verlangte der Bischoff ihn zu sehen, und Bernhard wurde ihm vorgestellt.

„Wohlan! — sagte der Bischoff freundlich; — laß uns hören, was du kannst."

Bernhard neigte sich zierlich, ergriff beherzt seine Harfe, und spielte und sang:

Wenn die Vöglein traulich scherzen
in dem neu begrünten Hain,
steigt es mir so froh zu Herzen,
wünsch' ein Vöglein ich zu seyn.

Wenn die frohen Lämmer spielen
in dem bunten Wiesen-Klee,
wünsch' ich so, wie sie zu fühlen,
wird mir's ach! so wohl, so weh.

Ach! wer sagt mir was ich fühle,
was mich froh und traurig macht?
Sind das, Liebe! die Gefühle
deiner sanften Zaubermacht?

„In der That! recht artig gesungen und gespielt;" — sagte Fräulein Elisabeth, die Nichte des Bischoffs.

Der

Der alte Markhart freute sich des Beifalls, den sein Sohn erhielt, ob ihm gleich der Inhalt des Lieds, das er sang, nicht gefiel.

Der Bischoff lachte, und befahl einem seiner Hofjungen *) eine silberne Kette herbei zu bringen. Elisabeth nahm eine von ihren Ketten, und gab sie dem Bischoff. Dieser aber gab sie Bernharden, der sich vor ihm niederlies, klopfte ihm die Achsel und sagte:

„Junger Sänger! Dein Lied hat uns gefallen. Fahre fort, dich in deiner Kunst wohl zu üben, die dir aller gefühlvollen Menschen Herzen gewinnen wird, und bestrebe dich bald in derselben Meister zu werden. — Diese Kette trag zum Andenken des Tages, an welchem du in Magdeburg warst."

Zu dem Vater aber sagte der Bischoff:

„Wenn du willst, ehrlicher Alter! kannst du deinen Sohn hieher nach Magdeburg bringen. Es soll ihm nicht übel gehen."

Damit

*) So nennte man damals die Pagen; die Edelknaben. S. Schmidts Abhandl. vom teutschen Adel. Hannover 1754. S. 110.

Damit entlies sie der Bischoff, und Vater und Sohn eilten vergnügt und wohlgemuthet nach Halberstadt zurück, wo die ganze Familie die lebhafteste Freude äußerte, daß Bernhard gelobt und beschenkt worden war.

Er wurde nun noch fleißiger, und trieb seine Kunst mit großem Eifer, um bald nach Magdeburg, an den Hof des Bischoffs zu kommen, wo es ihm sehr wohl gefallen hatte.

Nach einem Jahre, als **Bernhard** nun eben achtzehn Jahr alt war, wurde **Markhart**, dem der Bischoff eine Kirchenarbeit auftragen wollte, wieder nach Magdeburg berufen. Er machte sich auf den Weg, und Bernhard begleitete ihn.

Der Bischoff empfieng sie sehr freundlich, bestellte die Arbeit bei dem Vater, und lies den Sohn singen.

Dem Bischoff gefiel, was **Bernhard** sang, und er wiederholte sein Versprechen, den jungen Sänger an seinen Hof zu nehmen.

„Wenn Ihr das wollt, hochwürdiger, gnädiger Herr! — sagte Markhart; — so behaltet den Buben hier. Bei uns, in unserm kleinen Hause zu Halberstadt, wird ihm ohnehin die Welt zu enge; und uns singt er den ganzen Tag die Ohren so voll, daß wir des Singens schier überdrüßig werden."

Der Bischoff rufte seinen Marschalk und sprach mit ihm. Darauf wendete er sich zu Bernharden, und sagte:

„Ich nehme dich unter die Zahl meiner Hofdiener auf. Besonders aber wirst du unter die Leute meiner Nichte gehören, die Sang und Saitenspiel gar vorzüglich liebt und schätzt."

Vater und Sohn bedankten sich.

Der alte Markhart gieng nach Halberstadt zurück, und Bernhard, blieb zu Magdeburg.

Fräulein Elisabeth, die Nichte des Bischoffs, lies Bernharden ganz grün kleiden, und auf dem linken Arme, trug er, auf einer

silber-

silbernen Binde, die rothen Buchstaben A. M. V. die Anfangsbuchstaben des Wahlspruchs des Fräuleins:

Alles Mit Vorsicht.

Sie selbst gab ihm Verhaltungsbefehle, wie er sich zu benehmen habe, und der Marschalk wieß ihm ein feines Zimmerchen an, welches er bewohnen sollte.

Jetzt ein paar Worte von dem Fräulein.

Elisabeth war, ob sie gleich die Nichte eines Bischoffs war, dem Dreissigen sehr nahe gekommen, und war noch unvermält. Das war nicht ihre Schuld. Sie war nicht schön, etwas zänkisch und herrsüchtig gelaunt, und überlies sich zu öffentlich den Eindrücken des Vergnügens. — Ihr Oheim wurde von ihr beherrscht, und sie herrschte auch über seinen Hof. Spötter nannten sie den Bischoff in Weiberkleidern.

Bernharden nahm sie mit ungemein viel Güte auf.

Eines Tags, nach der Mittagstafel, saß Bernhard auf seinem Stübchen und sang, da trat Margarethe, die Zofe des Fräuleins herein, ein artiges Mädchen, und grüßte den jungen Spielmann gar freundlich.

Er. Was beliebt Euch, Jungfer Gretchen?

Sie. Ich bringe Euch Botschaft von meinem Fräulein.

Er. Was hat sie zu befehlen?

Sie. Ihr sollt mit Euerer Harfe zu ihr kommen.

Er. Das soll sogleich geschehen.

Sie. Ihr sollt ihr etwas singen.

Er. Herzlich gern! — Ich kann gleich mit Euch gehen.

Sie. Ihr sangt ja eben ein recht feines Lied als ich kam. Das singt dem Fräulein. Sie hört gern von Liebe singen, und in dem Liede war viel Liebe.

Er. Hört Gretchen das auch gern?

Sie. Je nun! ich — — Kommt! das Fräulein erwartet Euch.

Bernhard folgte ihr zum Fräulein.

Elisabeth lag auf ihrem Ruhebettlein, schien in tiefe Betrachtungen vertieft zu seyn, und spielte mit ihren Haarflechten.

„Setze dich, Bernhard! — rufte sie ihm entgegen, als sie ihn gewahr wurde; — und singe mir etwas.“

Bernhard setzte sich, spielte, und sang ein zärtliches Minnelied.

Es war gesungen, und das Fräulein rufte:

„Noch so etwas!“

Er sang:

Was die Liebe kann gewähren
zu der Freuden Ueberfluß,
gab sie mir auf mein Begehren,
Ida, ach! durch deinen Kuß.
Alle meine Leiden schwanden
als sich unsre Lippen fanden,
als der Freude Vollgenuß
drängte sich in deinen Kuß.

Elisabeth. (ihn unterbrechend) Wer hat das Lied gemacht?

Bernhard. Ich weiß es nicht. Ich habe es von meinem Meister gelernt.

Sie. Hast du schon viel geküßt?

Er. (erröthend) Ein Mädchen noch nicht.

Sie. Du armer Schelm! Hast noch nicht geküßt, und singst doch täglich davon. — Du mußt küssen.

Er. Wen denn?

Sie. (lacht) Ein Mädchen!

Er. Da könnte ich schön ankommen! Wenn sie's nun übel nähm? Wie da?

Sie. Gretchen! — Komm her! Laß dich einmal von Bernharden küssen. — Nun! stellt euch nicht so albern an. Küßt euch!

Er. Das kann ich nicht thun, und vor Euern Augen, gar nicht.

Das Fräulein lachte laut auf, winkte der Zofe, wieder zu gehen, und sprang vom Bette auf. — Sie reichte dem blöden Sänger die Hand, und er küßte sie ehrfurchtsvoll. — Sie schien etwas sagen zu wollen, besann sich aber, und sagte nichts. Nachdem sie ein paarmal auf- und abgegangen war, legte sie sich wieder auf ihr Ruhebettlein, und sagte:

„Singe mir ein Lied von dem Markgraf Otto."

Bernhard ergriff die Harfe, und sang:

Meine Augen sind verleitet
von dem Liebchen, das ist war.
Sie hat neue Qual bereitet,
meinem Herzen offenbar.
Ach! es zieht mich zu der Reinen,
will mich sanft mit ihr vereinen,
heimlich, und doch offenbar.

„Genug! genug!“ fiel Elisabeth ein, und streckte die Hand aus, die Bernhard wieder küßte. — „Geh jetzt! — Ich werde dich bald wieder rufen lassen.“

Bernhard gieng, und Gretchen folgte ihm auf sein Zimmer nach.

Sie. Es war doch gewiß recht sonderbar von dem Fräulein!

Er. Ja wohl! daß wir uns so ohne Scheu, vor ihren Augen, küssen sollten.

Sie. Wenn man sich küssen will, braucht man das dem Fräulein nicht sehen zu lassen. Nicht wahr?

Er. Freilich!

Sie. Ich glaube aber immer, das Fräulein hätte sich lieber selbst gern küssen lassen.

Er. Ich weiß überhaupt nicht, wie mir zu Muthe werden würde, wenn ich das erstemal küssen sollte.

Sie. Je nun! man muß in der Welt alles versuchen. Damit man wenigstens davon sprechen kann. Ein Sänger zumal, der so oft vom Küssen singt, sollte —

Er. Gretchen! — Küsse mich einmal.

Sie. Nein! du bist ein Mann; du mußt zuerst küssen. Hernach aber will ich dich wieder küssen.

Er. Ich schäme mich.

Sie. Ich auch.

Er. Es thut doch nichts, wenn man sich küßt?

Sie. Ach nein! Ich denke nicht, daß es etwas thun soll.

Er. Aber die Liebe soll mit den Küssen in's Herz dringen.

Sie. Ei nun! das thut ja wohl nichts.

Er. Sie bringt Pein.

Sie. Aber noch mehr Freuden.

Er. Gretchen! weißt du was? — Wir wollen uns nicht ansehen, wir wollen die Augen zudrücken, und uns so küssen.

Sie. Nun ja!

Sie drückten beide die Augen zu; — Gretchen soll aber ein wenig geblinzelt haben; — umarmten und küßten sich zärtlich. Sie konnten nicht wieder aus einander kommen, wiegten sich hin und her, küßten und küßten wieder, und hörten und sahen nicht.

Dennoch stand ihnen ein Edelknabe des Fräuleins sehr nahe, und schreckte sie endlich mit lauter Stimme aus einander.

„Bernhard! Ihr sollt diesen Abend bei des Bischoffs Tafel singen,“ — sagte er, lachte laut auf, und gieng davon.

Gretchen. Ach! ich bin des Todes! — Der Hofjunge wird's dem Fräulein erzählen, und — Ach! Bernhard, daran bist du schuld mit deinem Küssen! — Das Fräulein jagt mich gewiß aus dem Dienste.

Bernhard. Wenn sie das thut, so gehe ich auch fort von hier, mit dir, wohin du gehst.

Gretchen. Wo wollen wir denn hin?

Bernhard. In die Welt. Ich werde schon so viel verdienen, daß ich uns ernähren kann.

Gretchen schien über etwas nachzudenken, sagte kein Wort, warf ihre Arme um Bernhards Nacken, küßte ihn recht herzlich Mund und Augen, und verlies schnell das Zimmer.

Die Tafelzeit nahte sich, und Bernhard gieng mit klopfendem Herzen in den Tafelsaal.

Die Herrschaften sasen. Er spielte und sang. Der Bischoff lobte seine Gesänge und Elisabeth stimmte mit in dieses Lob ein.

Nach aufgehobener Tafel gab Elisabeth dem Sänger den Bescheid, sich auf ihrem Zimmer einzufinden. Er gieng mit großer Verlegenheit dahin, fand aber das Fräulein sehr wohlgelaunet.

Sie brachte ihm einen Becher Wein zu, und er trank, wie sie forderte, das Wohlseyn der Liebe. — Dieser, und noch ein zweiter

Becher, war geleert, und Bernhard verlor seine Schüchternheit. Das Fräulein kurzweilte, und er wagte es sogar, sich einiger Freiheiten zu erkühnen, die von dem Fräulein lachend erwidert wurden. Sie hatte eben dreie ihrer Finger zwischen seine Halskrauße geschoben, und er folgte bei ihr, kühn ihrem eigenen Beispiele, als die Thür des Zimmers aufgieng, und der Bischoff in's Zimmer trat.

Das Fräulein fuhr erschrocken zurück, Bernhard zitterte heftig, nahm seine Harfe, und eilte aus dem Zimmer auf das seinige, wo er sich verschloß und vor Angst die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte.

Des folgenden Tags früh, kam ein Hofjunker auf sein Zimmer. Er sah Bernharden lächelnd an, und sagte:

„Der Bischoff ist kein Freund von Raupen in seinen Kohlgärten. Er schickt dir hier fünf Gulden Reisegeld und diesen Brief an die Aebtissin zu Quedlinburg, die einen Sänger sucht. Zu ihr sollst du dich begeben, und dieses Schloß so bald als möglich verlassen. Abschied brauchst du nicht zu nehmen. Das Fräulein ist krank, und

und der Bischoff hat Geschäfte. — Sey ein andermal vorsichtiger. Gott befohlen!“

Der Hofjunker gieng, und Bernhard wanderte mit seiner Harfe aus Magdeburg, ohne sich in Halberstadt sehen zu lassen, gerade nach Quedlinburg sehr schnell zu.

Die Quedlinburger Aebtissin, eine sehr stolze Dame, empfieng den ihr empfohlenen Sänger nicht so freundlich, wie er ehemals in Magdeburg war empfangen worden. Sie las den Brief des Bischoffs, und sagte darauf zu Bernharden:

„Ich will dich aufnehmen und besolden. Von deiner Aufführung wird es abhängen, ob du länger als dein Vorgänger, mein Diener bleiben kannst, oder nicht. Die strengste Züchtigkeit kann dich mir nur empfehlen.“

Hierauf zeigte der Abtei-Verwalter Bernharden im Wirthschaftshause sein Zimmer, gab ihm, was er brauchte, und lies ihn allein.

„Hier werde ich es nicht lange treiben!“ — sagte Bernhard bei sich selbst, und konnte

sich's nicht verbergen, daß ihm der Empfang verdroß.

Er war acht Tage zu Quedlinburg und hatte viermal vor der Aebtissin gesungen. Das fünftemal als er zu ihr gerufen wurde, ihr die Zeit mit Sang- und Saitenspiel zu verkürzen, war sie ganz allein auf ihrem Zimmer, wo er sang. — Sie war freundlicher als jemals gegen ihn, und sagte, als sie ihn entlies, zu ihm:

„Bernhard! Deine Lieder und dein Sang machen mich dir geneigt. Du bist noch sehr jung, sey klug, und ich werde dir gewogen bleiben.“

„Ehrwürdige und gnädige Frau! — sagte Bernhard; — sagt mir, wie, und womit ich Euere Gewogenheit verdienen kann, und ich werde glücklich seyn, wenn ich sie erhalte.“

Sie trat zu ihm, fuhr ihm mit der flachen Hand über's Gesicht, und sagte:

„Sey klug und verschwiegen.“

Er. Verschwiegen bin ich, darauf könnt Ihr Euch verlassen. — Wie ich es anfange, klug zu werden, das will ich von Euch lernen.

Sie. Bist du gelehrig?

Er. Ach ja!

Sie. (lächelnd) Das will ich sehen!

Er. Probiert es.

Sie gieng auf und ab, Bernhard blieb auf seinem Platze, und sah nicht ohne Verlegenheit, vor sich hin.

Nach einer kleinen Pause nahte sie sich ihm wieder, fuhr ihn mit der Hand wieder über's Gesicht, und der Schalk seufzte. — Sie sah ihn an, und lächelte. Er ergriff schnell ihre Hand und küßte sie feurig. Sie kneipte ihn sanft den Backen, und sagte:

„Du sollst ein Zimmer in der Abtei bekommen."

Hierauf entlies sie ihn, und Bernhard sprach bei sich selbst:

„Ich werde doch wohl länger in Quedlinburg bleiben, als ich Anfangs dachte!"

Den folgenden Tag erhielt und bezog er ein nettes Zimmerchen in der Abtei, und be-

kam

kam eine Vermehrung seiner Tafelgerichte und des Weins.

Vergnügt legte er sich zu Bette, und überdachte den Inhalt eines Briefes, den er den folgenden Tag an seinen Vater schreiben wollte. Hell schien der Mond in sein Zimmer, und machte es so hell, wie das Tageslicht. Er dachte noch so mancherlei, und wollte eben die Augen schließen, als plötzlich seine wohlverriegelte Thür aufsprang. Er fuhr heftig zusammen und richtete sich auf.

Da stand vor seinem Bette eine weibliche Nonnenfigur, gerade so gekleidet, wie sich die Aebtissin trug.

„Gnädige Frau!“ — stammelte Bernhard.

„Bernhard! — sagte die Figur; — ich bin die nicht, die du meinst. Aber fasse dich und sey ruhig; es geschieht dir kein Leid.“

„Wer bist du?“

„Ich war auch einst Aebtissin hier, und du bewohnst jetzt mein Lieblingszimmer.“

Bernhard zitterte am ganzen Leibe. Die Erscheinung aber redete weiter:

„Ich

„Ich bin die unglückliche Sophia von Brena,*) ehemals Aebtissin zu Quedlinburg.**) Meine Geschichte wird dir bekannt seyn.***) — Seit

*) Sie war die Schwester Graf Friedrichs zu Brena, die Tochter des Markgraf Dedo zu Meissen. S. Leuckfelds Antiquitates Nummariae etc. Leipz. und Wolfenb. 1721. S. 231. 232.

**) S. Lucä Grafen = Saal. S. 873. — Kettneri Diplom. Quedlinburg. p. 252. — Sagittarius Hist. Anhalt. p. 18.

***) Hier ist die Geschichte, auf welche die gute, zärtliche Dame deutet: — — Die Aebtissin Sophia sah den Herrn Abt Gernotus von Nienburg so gern, daß dieses Gernesehen endlich zur geheimsten und zärtlichsten Vertraulichkeit ausartete, die einer Aebtissin und einem Abte nicht ziemen. Noch dazu genirten sich die guten Leutchen so wenig, daß sie beinahe öffentlich als Liebende zusammen lebten. Solch ein Wesen verdroß des Abts Schutzherrn, Heinrich von Anhalt, der Advocatus von Nienburg war. Seine Vermahnungen an den Herrn Abt wollten nichts fruchten, und er ließ ihn endlich (i. J. 1219.) bei dem Kopfe nehmen. Den Liebeskützel vertrieb er diesem geistlichen Liebhaber ein wenig gar zu grausam. Er ließ dem Abt die Augen ausstechen, und würde ihm auch die Zunge haben ausschneiden lassen, wenn der Prälat sie nicht von dem Haken, womit man sie ihm herausholen wollte, los, oder vielmehr von einander gerissen hätte. — Der Bischoff

Seit siebenzig Jahren irre ich hier ohne Ruhe umher, und hoffe sie endlich durch dich zu erlangen.

„Ach!“

„Fürchte nichts von einer Bittenden.“

„Was kann ich für dich thun?“

„Suche die jetzige Aebtissin zur Liebe zu bewegen, und ich werde Ruhe erhalten. — Versprich mir das.“ —

„Ach ja!“

„Wirst du nicht Wort halten, so wird meine Erscheinung dich nicht ruhen lassen. Erfüllst

schoff von Magdeburg that, was er thun konnte, diese Schmach zu rächen, und belegte Heinrichs Land mit dem geistlichen Banne. Das that auch der Papst. Heinrich aber reiste selbst nach Rom, holte Absolution, und der Prozeß gegen den Abt wurde nun erst recht eingeleitet. Da man ihn schuldig fand, wurde der geistliche Herr zum Feuer verdammt und verbrannt. Sophia aber, wurde ihrer Stelle als Aebtissin, (i. J. 1225.) entsetzt, und aller Kirchen-Würden unfähig erklärt. — Chron. Magdeb. f. 330. — Beckmanns Historie des Fürstenth. Anhalt. III. Th. S. 450. V. Th. S. 70. 71.

füllst du aber dein Versprechen, so werde ich dich reich und glücklich machen."

Sie sprachs, und verschwand.

Der Morgen brach an, und Bernhard hatte noch kein Auge geschlossen.

Die unvermuthete Erscheinung wirkte so mächtig auf Bernharden, daß er einige Tage das Bett hüten mußte.

Die Aebtissin schickte ihren Beichtvater, der auch zugleich der Klosterarzt war, zu ihm. Dieser erklärte Bernhards Krankheit für eine allzustarke Vollblütigkeit, und lies ihm zur Ader.

Es gieng vorüber, und Bernhard befand sich besser, aber er war noch nicht aus seinem Zimmer gegangen.

Hier lag er eines Abends auf dem Bette, und überlies sich seinen Gedanken, als der Beichtvater zu ihm trat, der, was ihm sehr auffiel, hinter sich die Thür verriegelte. Er wollte eben darüber Erklärung fordern, als

sein Gast die Kapuze abzog, und — wie wurde Bernhard überrascht! — es war die Aebtissin selbst, die so vermummt, vor ihm stand.

Er. Ach, gnädige Frau! wie glücklich macht mich diese Erscheinung.

Sie. Bernhard! sey klug und verschwiegen, und du sollst auch glücklich seyn. — Ich weiß nicht, was mir diese Gewalt anthut, die mich zu dir treibt. Wärst du nicht so jung, ich würde dich für einen Zauberer, und mich von dir für bezaubert halten.

Er. Ach! Ihr habt mich bezaubert!

Sie. Was ist es, das dich krank machte?

Er. Was sonst — Ach vergebt mir dieses kühne Geständniß! — Was sonst, als die Liebe? — Ich bin — — Ich muß es Euch gestehen! Ich bin so strafbar, Euch zu lieben.

Sie. Wie kannst du mich aber um meinetwillen lieben? Denn siehe, ich bin ja nicht mehr jung.

Er. Ihr seyd so edel, gut, und schön! Vergebt es mir, daß ich Euch liebe.

Sie. Wie gern, guter Bernhard! vergiebt die Liebe so etwas. — Aber, warum bist du so furchtsam?

Er. Ich habe noch nie geliebt.

Sie. Noch nie? — Wirst du mich auch recht herzlich lieben?

Er. Gewiß!

Sie. Und ich bin deine erste Liebe?

Er. Meine erste Liebe.

Die Aebtissin warf ihre Mönchshülle ab, und nahte sich Bernharden mit liebevoller Zärtlichkeit. — Sie sprachen nicht mehr, und was nun geschah, will ich den Lesern zu errathen, frei stellen. —

Laut, wie ein Stoß von schwerbeladenen Sturmwindsflügeln, saußte es durch's Zimmer, und dumpf frohlockte die Stimme eines unsichtbaren Wesens:

„Ich komme nun zur Ruh!"

Bernhard konnte wohl errathen, wessen Stimme das war. Er schauderte und schwieg.

Die Geliebte umklammerte ihn fester, und lispelte ängstlich:

„Was war das?“

„Ich weiß es nicht;“ — erwiederte Bernhard mit hochklopfendem Herzen.

Sie lauschten. Alles blieb still.

Nach ein paar Stunden, warf die Aebtissin ihr Mönchsgewand wieder über, nahm zärtlich Abschied von ihrem Liebsten, und verlies das Zimmer.

Alsobald erhellte sich das Gemach, und Sophieens Erscheinung stand vor Bernhards Bette. Sie lächelte freundlich, und sprach:

„Es ist geschehen! — Ich komme nun zur Ruhe. — Ich versprach dich reich und glücklich zu machen, und komme, Wort zu halten. — Als ich die Abtei verlassen mußte, hatte ich nicht Zeit meine Kostbarkeiten mit mir zu nehmen. Jetzt, bedarf ich keiner irrdischen Schätze mehr, und will sie dir überlassen.

Sie zeigte mit ihrem rechten Zeigefinger auf den Boden, und redete weiter:

„Unter dieser Diele, wirst du finden, was ich zurück lies; hinlänglich genug, dich zeitlebens aller Nahrungssorgen zu überheben. Ich ersuche dich aber, mir für Geld und gute Worte, noch hundert Seelenmessen lesen zu lassen. — Für dich selbst, magst du auch deren eine gute Anzahl stiften, und die Geistlichkeit bedenken, damit man kein Aergerniß an deinem Körper nehmen möge. Denn dein Liebchen ist eine Nonne, und du weißt, daß der Tod offenbart, *) was du jetzt nicht jedermann offenbaren wirst.“

Bernhard seufzte.

Sie seufzte auch, und sprach weiter:

„Ach, Bernhard! jene seligen Augenblicke meines irrdischen Lebens, kosteten mir sehr viel! — Was werden sie meiner Nachfolgerin, was werden sie dir kosten! Was werden sie euch kosten, hier und dort!“

Sie

*) „Qui coit cum Monacha vel Moniali, quando talis moritur, virga eius remanet tensa; unde dicitur: Qui monachi potitur, virga tendente moritur.“ — v. Kornmann de mirac. mortuor. P. IV. c. 67.

Sie sprach's, und verschwand. — Bernhard badete sich in seinem Schweise. Er hörte den Klosterhahn sein Morgenlied krähen, weinte bitterlich, und schlief weinend eine Stunde vor Sonnen-Aufgang ein.

Nach der Mittagstafel des folgenden Tages lies ihn die Aebtissin rufen. Sie schlugen beide die Augen nieder, drückten sich wechselseits die Hände, und seufzten wiederholt, ehe sie ein Wort sprechen konnten.

So still diese Szene war, so sprechend war sie gleichwohl auch.

Endlich nahm die gute Frau *) das Wort:

„Bernhard! Du bist mir sehr werth geworden. — Bleibst du verschwiegen und treu, so wirst du mich ganz glücklich machen.“

*) Nach der damaligen Sprache: Ver, oder Vern, so viel, als Frau. Ein Ehrentitel für die geistlichen Damen der Vorzeit. — S. Laßmann Histor. Nachr. vom Kloster Meding. Halle. 1772. S. 30.

Er. Rechnet auf das, was Ihr wünscht.

Sie. Wirst du dich an das stille, einsame Leben in meinem Kloster gewöhnen können?

Er. Ich bin ja bei Euch.

Sie. Du bist noch sehr jung. Die Freuden der Welt werden dich mir wieder entreissen.

Er. Ich werde bleiben, wo meine Liebe bleibt.

Sie. Ich fordere einen feierlichen Schwur von dir, mich nicht zu verlassen.

Siehe da! — Das Bild des heil. Servatius, des Schutzpatrons des Klosters, *) unter welchem die Aebtissin stand, als sie dies sagte, öffnete den Mund und sprach:

„Es ist genug!"

Vom Schreck halb ohnmächtig, taumelte die zärtliche Frau auf einen Stuhl, und Bernhard, bebte einige Schritte weit zurück.

Nach

*) Kettneri Diplomata Quedlinburgens. p. 12. 42. 213. — Bucelini Germ. Sacra. T. 1. P. 1. p. 28. n. 10. — Leuckfeld Antiq. Numm. p. 209. 210.

Nach einer kleinen Pause, murmelte es dumpf vom Bilde herab:

„Die unglückliche Sophia!“

Die Aebtissin wankte vor ihren Betaltar, und betete mit lauter Stimme. — Hierauf stand sie auf, und sprach:

„Bernhard! kennst du auch die Geschichte der unglücklichen Sophia?“

Bernhard. Ob ich sie kenne? Die Unglückliche selbst kenne ich.

Aebtissin. Wen?

Bernhard. Sophien! — Sie ist mir erschienen in voriger Nacht, und hat mich gewarnet —

Aebtissin. Bernhard! flieh mich und dies Kloster. — Ich darf nicht lieben. — Komm nie wieder zu mir. Ich will fasten und abbüßen, was ich verschuldet habe. Und du, versprichst mir nach Rom zu wallen, Ablaß zu holen, für mich und dich.

Bernhard. Das verspreche ich dir.

Aebtissin. Wir müssen uns trennen!

Bernhard. Ach!

Aebtissin. Ist es auch möglich?

Bernhard. Wenn deine und meine Feinde erführen —

Aebtissin. Ach Gott!

Bernhard. Sophia — und der unglückselige Abt Gernotus — — Mein Schicksal — Wir müssen uns trennen!

Ein Geräusch vor der Thür. Sie sammelten sich. — Die Pförtnerin trat ein, und meldete den Schutzherrn des Klosters und seinen Besuch, auf morgen Mittag. Ein Knappe hatte diese Botschaft überbracht. — Die Aebtissin befahl, den Knappen wohl zu behandeln, und lies sich dem Herrn empfehlen.

Die Pförtnerin gieng.

Aebtissin. Seit ich strafbar bin, fürchte ich jedes fremde Gesicht, das nicht das Deinige ist. — Wir wollen Abschied nehmen. — Wir wollen uns nicht wieder sehen. — Morgen früh ziehst du fort von hier. — Diesen Ring trag zum Andenken einer Unglücklichen,

die sich ihren Gefühlen überlies — was sie nicht hätte thun sollen. Ich will büsen, und bereuen.

Bernhard. Mein Herz kennt —

Aebtissin. Nicht weiter! — Leb wohl!

Der Sänger schlich auf sein Gemach. Hier hob er die von der Erscheinung bezeichnete Diele auf, und fand unter derselben ein kleines Schmuckkästchen, mit Ringen von Werthe. Auch lagen in einem ledernen Beutelchen, funfzig Goldgülden daneben. — Alles das, eigenete Bernhard sich als Geschenk zu, und schnürte sein Bündel.

Gegen Mitternacht klopfte es leise an seine Thür, und rufte seinen Namen.

Er öffnete die Thür, und die Aebtissin trat in das Zimmer.

„Ich kann dich nicht reisen lassen, — sprach sie; — ohne dich noch einmal zu sehen.

du

du Liebling meines Herzens! — Ich muß dir noch etwas sagen. — Ich habe alles wohl überlegt. Wolltest du wohl nach Rom ziehen, und dich so mancherlei Gefahren preis geben? Laß mich allein büsen. Ich will für uns beide büsen. Geh in die Welt zurück, und wenn es dir wohlgeht, so denke meiner."

„Laßt mir Euch einen Vorschlag thun."

„Rede!"

„Wie? Wenn ich nach Halberstadt zurück gieng? — dort meine Singekunst trieb, Lehrlinge annähm, und mich nährte?"

„Ja, ja! — Ich will dir einen guten Zuschuß geben."

„Zuweilen, besuchte ich Euch" —

„Ja, ja!"

„Und wir könnten" —

„Dabei soll es bleiben."

Sie hatten sich bis Tagesanbruch noch mancherlei zu sagen, und nicht lange war die geist-

LB Coburg

geistliche Frau von ihm geschieden, als Bernhard das Kloster verlies, und seinen Weg auf Halberstadt zunahm.

Ganz unvermuthet überraschte er seine Eltern und Geschwister, fand seinen alten Meister tod, und nahm seinen Platz ganz gelegen ein.

Er gedachte seines Versprechens, und besorgte die Seelenmessen.

Seine Singschule trug ihm so gar viel nicht ein, destobesser aber wucherten seine vierteljährigen Besuche bei der Aebtissin zu Quedlinburg, von der er nie mit leeren Händen zurück kam.

Seine Mutter starb, seine Schwester heurathete einen braven Bürger, sein Vater übergab seinem ältern Sohne seine Arbeit und setzte sich in Ruh. Bernhards Sänger-Ruf gründete sich mit jedem Tage fester.

Vier Jahre darauf verschied auch seine Wohlthäterin, die Aebtissin, sehr plötzlich,

ohne daß sie ihm sprechen, oder mit Geschenken bedenken konnte.

Er lies ihr mehrere Seelenmessen lesen.

Bald darauf, hatte er ein Gesicht. Seine verstorbene Freundin, und Sophia, erschienen ihm beide, Hand in Hand, waren gar freundlich, und lächelten ihm zu:

„Wir sind erlöset!"

III.

Der erste Bärenhäuter.

Lassen Sie sich erzählen die Geschichte des ersten Bärenhäuters, nach glaubwürdigen Aussagen, Berichten, und aufgezeichneten Erzählungen. *)

Wohlan dann! hier ist der Geschichtsschwank der Vorzeit, ganz in Form und Gestalt, wie damals dergleichen wunderbare Mähren verkündet wurden, die Tischgespräche unterhaltender zu machen, und Stoff zu Gesängen, Balladen und Romanzen den Sängern zu liefern.

Der

*) Nach einer, vermutlich ältern — Relation, hat einer im vorigen Jahrhundert die Fakta zu dieser Erzählung, deren ich mich bedient habe, in einer acht Seiten starken Piece, unter dem Titel: der Erste Beernhäuter. Nürnberg 1684. geliefert. — Wer sie bei der Hand hat, kann Vergleichungen anstellen.

Der Türkenhund bedrohte zu Ende des XIV. Jahrhunderts das Königreich Ungarn gar sehr, zog mit einer großen Heeresmacht einher, und lieferte dem wackern König Sigismund, eine harte Schlacht, *) in der viel gläubiges und ungläubiges Blut vergossen, und das Ungarische Heer geschlagen wurde.

Damals entrann dem tausendarmichten Tode, der ihn zu umschlingen suchte, ein deutscher Landsknecht, **) von dem blutigen Schlachtfelde in einen großen Wald.

Hier befand er sich einsam und allein, wußte weder Hunger noch Durst zu stillen, und überlies sich bösen und schwermüthigen Ge-

*) Im Jahr 1396.

**) Die ursprüngliche Benennung dieser Soldaten, kömmt von dem Gewehr, Lanze, her, welches sie führten. Diese Art von Lanzen, wurden auch Schäflein (S. Ritter Sebast. Schärtlein von Burtenbachs Leben. S. 46.) genannt. Eine Benennung von Schaft, (hasta), die eigentlich Schäftlein heißen soll. — v. Wachteri Glossar. Germ. f. 1367. Scherz Glossar. Germ. med. aevi. f. 1372.

Gedanken, die mit seiner mißlichen Lage, mit jedem Augenblick wuchsen.

Ungeduldig und laut auffluchend, daß ihm der Teufel holen sollte! — Ein Fluch, der damals mehr, als in unsern jetzigen, aufgeklärten Zeiten zu bedeuten hatte; — warf er sich unter eine Eiche, und wünschte sich sein Leben auf dem Schlachtfelde, an der Seite seiner gebliebenen Kammeraden, verblutet zu haben.

Da vernahm er ein Geräusch. Dürres Holz brach unter starken Fustritten, die ihm immer näher kamen. Er schlug seine Augen auf, und eine sonderbare Erscheinung stand vor ihm.

Ein großer, starker Mann mit buschichten Haupthaar, einem langen Knebelbarte, breiten schwarzen Augenbrauen, unter welchen sich große dunkle Augen rasch in ihren Kreisen wälzten, mit einer langen Habichtsnase, und einem vorstehenden Kinn, seinen Körper in einen scharlachrothen Mantel gehüllt, trat herbei, und sprach:

„Wie so traurig, lieber Landsknecht? — Was fehlt dir?“

„Alles.“

„Ei, ei!“

„Mit mir wird's bald aus seyn. Ich werde hier verschmachten.“

„Ei! das wär doch Jammerschade!“

„Was kann's hindern?“

„Nein! dahin, darf es nicht kommen.“

„Wer wird mir helfen?“

„Ich!“

„Du?“

„Ich. — Du sollst nicht umkommen. Deiner harren noch glückliche Tage, wenn du klug seyn willst.“

„Die Klugheit war meine Amme nicht.“

„Du hast gedient?“

„Brav und redlich. Und gefochten habe ich, wie ein Löwe.“

„Für den elenden Sold eines Landsknechts. — Wenn du mir dienen willst, soll's

dir ganz anders bekommen. Essen und Trinken vollauf sollst du haben, und überdies, will ich dich noch reich und vornehm machen."

„Kannst du das?"

„Das sollst du erfahren."

„Wer bist du?"

„Ich bin ein reicher und mächtiger Herr der Welt. — Willst du mir dienen?"

„Es scheint mir mit dir nicht recht richtig zu seyn. Ich wittere so etwas."

„Wirklich?"

„Ja, ja! — Aber dienen will ich dir, wenn die Dienste, die ich dir leisten muß, meiner Seele nicht Schaden und Verderben bringen."

„Wer spricht denn davon?"

„Je nun! — Ich meine nur" —

„Ich verlange nichts als deine Dienste."

„Die kannst du haben, wenn du sie bezahlst."

„Besser als Könige sie bezahlen können."

„Nun wohl! Laß sehen.“ —

„Wir werden uns näher kennen lernen! — Indessen muß ich deinen Muth prüfen und deine Kunst bewiesen sehen, damit ich mein Geld nicht umsonst ausgebe.“

Als er dies sagte, kam ein großer, ungeheuerer Bär einhergetrabt.

„Diesen, sagte der Rothmantel; — schieße sogleich vor den Kopf.“

Der Landsknecht legte an, zielte wohl, und schoß den Bär so kräftig auf den Kopf, daß sich derselbe überschlug, und tod auf dem Platze lag.

„Wohlgetroffen, Freund! — Du bist ein guter Schütze, wie ich sehe. Nun laß uns kapituliren. Willst du mir dienen, so sey es auf sieben Jahr.“

„Gleichviel!“

„Und binnen dieser Zeit mußt du alle Tage um Mitternacht eine Stunde lang für mich Schildwacht stehen.“

„Das mag seyn. Ich bin das gewohnt. — Was habe ich zu bewachen?“

„Meinen Schooshund, einen niedlichen Drachen von zwanzig Fus Länge, der um diese Stunde schläft, damit er mir nicht gestohlen wird.“

„Ein niedliches Thierchen! Ich trage es nicht fort.“

„Ferner darfst du binnen den akkordirten sieben Jahren weder Haar noch Bart kämmen, darfst deine Nägel nicht abschneiden, deine Nase nicht schneutzen, dein Gesicht nicht waschen, mußt die Haut dieses erschossenen Bären als Mantel und Bett gebrauchen, und darfst nie ein Vaterunser beten.“

„Das kann geschehen. Ich wasche mich ohnehin nicht gern; das Kämmen ist mir fatal, und das Beten habe ich längst schon ganz verlernt.“

„Dafür sollst du Essen und Trinken vollauf haben, und nach sieben Jahren will ich einen solchen Kerl aus dir machen, daß du dich selbst wirst über dich verwundern müssen.“

Der Landsknecht gieng alles ein, und der Akkord wurde abgeschlossen.

Nun zog der Rothmantel eine Pergamentrolle hervor, und sagte:

„Den Kontrakt mußt du unterschreiben. — Wie nennst du dich?"

„Peter."

„Das ist nichts! Das ist ein Heiligen Name, den ich nicht leiden kann."

Hierauf zog er dem Bär die Haut ab, machte auf der Stelle dem Landsknecht einen Mantel daraus, mit einer Fertigkeit und in einem Kostum Genre, welche selbst einem Mr. David Ehre gemacht haben würden, hängte ihm denselben um, und sagte:

„Du sollst Bärenhäuter heißen."

„Das ist mir gleichviel."

„Nun wohl! — So, sind wir in Richtigkeit. Komm!"

Er nahm ihn bei dem Leibe, und rasch gieng's durch die Luft, über Berg und Thal, bis an die Rheingrenze, in eine alte Burg,

wo er ihm Quartier anwies, trotz einem der ersten von dem menschlichen Furien-Korps *) das die Vorzeit in einzelnen Mitgliedern kennen lernte.

Hier trat nun der neue Teufelsfreund Bärenhäuter seinen Dienst an, und beobachtete alle Punkte seines Versprechens so genau, daß er nach und nach einem Ungeheuer so ähnlich wurde, daß sein Herr darob viel Freude hatte. Seine Haare überwuchsen wild und verworren, Kopf, Gesicht und Schultern; sein Bart hieng wie ein Stück Filz ihm

*) Ein alter Schriftsteller, Werlich (Augsburgische Chronik P. III. f. 76.) drückt sich sehr sonderbar und eigen aus, wenn er schreibt:

„Anno 1549 wurden die Einlosirer, Marschallen, oder Losamentirer, von dem gemeinen Mann Furier, zweifels ohne, ihrer Vermessenheit halber, von den Furien, genannt." —

Das ist zweifels ohne eine der sonderbarsten Etymologieen die sich denken läßt! — Zeileri Miscellanea. p. 91.

bis auf den Magen hinab, seine Nägel wurden zu Adlersklauen, und sein Gesicht bekam eine Farbe, für welche selbst die modische französische Welt nicht leicht einen Namen möchte gefunden haben.

Er aß und trank darauf los, und versah seine Wachen pünktlich.

Als nun die Zeit seines Kontrakts beinahe verflossen war, kam der Rothmantel in das Schloß, und deutete ihm an, daß die Zeit der Abrechnung sich jetzt nahe.

„Bist du mit mir zufrieden?“ — fragte Bärenhäuter.

„Recht wohl;“ — fiel die Antwort.

„Das ist mir lieb zu hören.“

„Nun will ich dir erlauben, in die Welt zu ziehen, und dich lustig zu machen. Da aber die Zeit des Akkords noch nicht verflossen ist, so wirst du auch nicht aus den Schranken deiner bisherigen Gewohnheit treten. — Bis das siebente Jahr vorüber ist, bleibst du so, wie du jetzt bist.“

Damit

Damit steckte er ihm die Taschen voll Goldstücke, und Bärenhäuter trat in die Welt.

Da aber seiner allzugroßen Abscheulichkeit wegen ihn niemand aufnehmen wollte, wurde er traurig, und wußte nicht, was er beginnen sollte.

„Zeig doch dein Gold!" — lispelte ihm sein Herr zu.

Das that er, und die Wirthe nahmen das reiche Unthier auf.

So kam er nach Mainz.

Er zeigte seine Goldstücke, und erhielt Herberge. Aber der Wirth steckte ihn in ein besonderes Gemach, damit die Gäste, ob seiner häßlichen Gestalt, keinen Abscheu haben möchten, und die Herberge nicht in böses Geschrei brächten.

Bärenhäuter lies sich es trefflich schmecken, und bezahlte fürstlich.

Jetzt witterte der Rothmantel aus, daß ein angesehener Freiherr auf Reisen sey, und nach

nach Mainz kommen werde. Er gedachte sogleich seinem Bärenhäuter einen guten Dienst zu erzeigen, kam zu ihm, und malte über Nacht sein Zimmer so schön und so künstlich, daß die berühmtesten Maler seiner Zeit ihm das nicht würden haben gleich thun können.

Sein Pinsel stellte die vollgebrüstete Griechin Helena, die große Semiramis, und die Altmutter Eva nebst der Schlange, so natürlich dar, daß man in dieser Art, nicht leicht etwas Vortrefflicheres sehen konnte.

„Gieb das für deine Arbeit aus, — sagte er zu Bärenhäutern; — und du wirst sehen, wozu das helfen wird."

Das that der Landsknecht, und sein Hauswirth war außer sich, als er die herrlichen Gemälde erblickte.

„So wahr Gott lebt! — schrie er; — So etwas, hat unser Erzbischoff nicht aufzuzeigen. Freund! Ihr seht erschrecklich aus, aber Ihr seyd ein großer Künstler."

Als nun der Freiherr bei ihm abstieg, und sich erkundigte, was es Neues und Merkwürdiges

diges gebe? erzählte ihm der Wirth alles, was seinen seltsamen Gast, seine Gestalt und seine vermeinten Künstlertalente betraf.

Der Freiherr wollte sich selbst überzeugen, sah die Gemälde, und war außer sich.

Freiherr. Freund! Ihr seyd ein großer Künstler.

Bärenhäuter. Es geht wohl noch!

Freiherr. Darf ich mich nach Euerm Namen erkundigen?

Bärenhäuter. Ich bin Oberst Bärenhäuter, Soldat von Fortun, und habe gegen die Türken gedient. — Nebenbei, und in müssigen Stunden, treibe ich Malerei, wie Ihr seht.

Freiherr. Wie wär's, wenn wir etwas mit einander verhandelten? — Ich habe drei Töchter, alle dreie gleich schön, und einander so ähnlich, daß auch selbst ihre Mutter oft nicht weiß, wie sie dieselben kennen, und gehörig von einander unterscheiden soll. Diese will ich Euch sehen lassen. Könnt Ihr mir nun sagen, welches die Aelteste, die Mittlere und Jüngste ist,

so will ich Euch eine davon zum Weibe geben, die Ihr Euch selbst wählen mögt. Könnt Ihr das nicht, so seyd Ihr mir mit Euerm Vermögen zum Eigenthum verfallen, und sollt mir mein Schloß malen, so schön, wie Ihr dieses Gemach gemalt habt.

Bärenhäuter. Ein sonderbarer Antrag! Aber, ich nehme ihn an.

Der Freiherr machte sogleich Anstalt zur Heimreise, und Bärenhäuter gieng mit ihm.

Vorher erschien ihm sein Freund, der Rothmantel, und sagte:

„Sey ohne Kummer, und höre. — Der Freiherr stellt die Jüngste seiner Töchter in die Mitte, die Aelteste, auf die linke, die Mittlere, auf die rechte Seite. Nun, kannst du nicht fehlen."

So war's auch.

Die Mädchen wurden dem menschlichen Unthier vorgestellt, und er wußte sie sogleich zu unterscheiden.

Der Freiherr erstaunte, schwur aber, sein Wort zu halten. — Bärenhäuter wählte die Jüngste zu seiner Braut.

Mutter und Tochter beweinten das Unglück, aber der Vater blieb seinem Worte treu und wollte sogleich die Hochzeit vollziehen lassen. Da wendete aber Bärenhäuter Geschäfte vor, versprach wieder zu kommen. und dann, festlich Beilager mit seiner Braut zu halten.

Er zog einen köstlichen Ring von dem Finger, der aus einander gelegt werden konnte, schenkte die Hälfte desselben seiner Braut, und zog von dannen.

Das Fräulein kleidete sich schwarz, trauerte und klagte, wollte schier vergehen, und wurde noch obendrein von ihren Schwestern geneckt und geplaget.

Indessen war das siebente Jahr der Akkordszeit verflossen. Der Rothmantel führte seinen Freund Bärenhäuter in's Bad in den Rhein, wusch ihn sauber ab, beschor und kräuselte ihm Haare und Bart, gab ihm einen ganz neuen Anstrich, machte mit Einem Worte seine Toilette, und verwandelte ihn wieder in

einen Menschen. — Hierauf gab er ihm schöne Kleider, Pferdte, Wagen und Geld genug. Darauf sagte er:

„Gehe nun, zeige dich als ein rechter Oberster der Welt, und deiner Braut, als ein geliebter Bräutigam. Dann vollziehe deine Heurath, und lebe glücklich. Aber den Namen Bärenhäuter führe auf deine Lebenszeit.“

Der metamorphosirte Oberst machte sich auf den Weg, kam an das Schloß des Freiherrn, bat um Aufnahme und erhielt sie.

Als er nun stattlich empfangen, und in seiner neuen Gestalt gar nicht erkannt wurde, gab er so beiher zu verstehen, daß er gekommen sey, sich unter den Töchtern des Freiherrn eine Braut auszusuchen. — Das wurde von dem Vater nicht ungern gehört, und die Mädchen schmückten sich trefflich, dem reichen Gaste zu gefallen. Nur die Jüngste blieb in ihren Trauerkleidern, wie ein verscheuchtes Täubchen zurück, wagte es kaum die Augen aufzuschlagen, und wurde von ihren Schwestern

noch obendrein verhöhnt, und ob ihres Bräutigams geneckt und gequält.

Der Freiherr gab ein großes Banket, und hatte einen Sänger aus Mainz kommen lassen, der gar feine und sonderbare Lieder sang. Da sang er unter andern, das treffliche Lied: *)

Quicunque velit amare
Weiber oder Jungfrauen,
Magno in gaudio stare,
Der soll gar eben schauen
Vt fungatur prudentia,
Er möcht' die Sach verderben,
Summa foret dementia,
Und könnt' kein Lieb' erwerben.
Quae placeret,
Sed haberet
Gar große Reu,
Bei meiner Treu.
Amans age caute!

Nusque

*) Dieses Lied muß ziemlich alt seyn. Ich finde es wenigstens in einem Traktat: De fide meretricum in suos amatores, unter der Rubrik: Barbalexis Samuelis ex Monte Rutilo in discretos procos, welcher wenigstens im Jahr 1486 — 1490. gedruckt seyn muß. — Hier, wird nur ein Bruchstück aus dem ganzen, langen Liede mitgetheilt.

Nusque dignus sit amore
Der nicht fein und züchtig ist,
Virgineo pollens flore,
Und sich allzubald vergißt.
Et dicet sic,
O quis est hic!
Du böser Fant,
Fort mit der Hand!
Simul ac pruritum.

In secreto rem hanc tene,
In der Stille liebt sich's fein,
Sic vives undique bene,
Laß dir das empfohlen seyn.
Qui vulgaverit amorem,
Hat selbst keine Ehr davon,
Plures ducet in errorem,
Und belohnt mit Spott und Hohn.
Sis discretus,
Semper laetus,
Folg meinem Rath,
Es lohnt die That.
Crede Samueli.

Der traurigen Braut konnte weder Sang noch Saitenspiel gefallen. Ihre Augen stan-

den

den voll Thränen, wenn sie an ihren häßlichen Gespons dachte, und die Blicke ihrer bösen Schwestern waren Dolchstiche für ihr empfindsames Herz.

Als es nun von Seiten des fremden Freiers zur Erklärung kommen sollte, welche von den drei Töchtern des Wirths er seiner Wahl würdigen möchte, zog derselbe den halben Ring hervor, legte ihn auf einen Teller und übergab ihn seiner Braut.

„Schönes Fräulein! — sagte er; — Schlagt Euere sanften Augen auf. Euer Bräutigam überreicht Euch die andere Hälfte des Ringes, dessen eine Hälfte er Euch schon gegeben hat."

Das Fräulein schrie laut auf, und lag ihrem Bräutigam in den Armen.

Ihre Schwestern schrieen auch laut auf, und verliesen die Tafel. Ja, mein Gewährsmann sagt, die eine habe sich vor Neid und Gram erhängt, die andere, in den Schloßbrunnen gestürzt.

Das war das bezweckte Ende der Geschichte, denn der böse Geist Rothmantel, erschien Bä-

renhäutern nach der Hochzeit, noch einmal, und sagte:

„Sieh! so ist alles gut, und ich bin zufrieden. Wir haben beide zu unserm Vortheil gefischt. Du hast eine von den Mädchen, und ich habe ihrer zwei, die beiden Schwestern deiner Braut, bekommen. — Merkst du nun, worauf ich's angelegt hatte?"

Er warf ihm noch ein paar Goldsäcke vor die Füße, und verschwand mit einem übeln Geruche.

Die Geschichte soll auf dem Schlosse Hohen-Roth abgemalt, und noch im Jahr 1684 zu sehen gewesen seyn.

IV.

Rittertugend.

In jenen glänzenden Ritterzeiten der Tafelrunde, die den Lesern schon durch so manche niedliche Erzählung bekannt seyn wird, lebten Danain, Herr der Burg zu Maloang und Ritter Geron. Beide waren Freunde und Waffengesellen. Kampf und Gefahren hatten sie verbrüdert, Uebereinstimmung der Sitten hatte sie zu Freunden gemacht, und das waren sie im strengsten Sinne des Worts; tapfer und bieder, wie es Rittern geziemte.

Danain war mit Agnes vermält, einer Dame, deren Lob und Schönheit, deren Edelmuth und Tugend von allen Dichtern in Gesängen gepriesen, von allen Zungen laut verkündiget wurde.

Das alles hörte Geron um seines Freundes willen, mit Entzücken, und pries ihn des-

halb glücklich, wie wohl nicht ohne ein heimliches aber unstrafbares Verlangen, die schöne Agnes selbst zu sehen.

Jetzt meldete ihm sein Freund die Erscheinung seiner Gattin am Hoflager des Königs.

Sie kam. Geron sah sie, sein Freund empfahl ihn seiner Gemalin als seinen Freund, und ach! — um seine Ruhe war es geschehen. Sein Herz war verloren; verloren an die schöne Frau seines biedern Freundes.

Er merkte nur allzuwohl, was ihm geschehen war. Er fühlte, was er empfand, und bebte vor dem Gefühle seiner Empfindungen zurück.

„Was willst du beginnen? Geron! — sprach er bei sich selbst. — Willst du dich deinen Gefühlen überlassen? Kannst du verrätherisch an deinem Freunde handeln? — Nein! so tief ist Geron noch nicht gesunken! Sein Herz hat er verloren, aber Edelmuth und Tugend sind ihm noch geblieben. Agnes ist meines Freundes Gattin. Heilig sey mir sein Recht, unverletzlich sey mir meine Pflicht.“

Er

Er nahm sich vor, jede Gelegenheit mit Agnes allein zu seyn, zu fliehen, und ihr nichts von dem merken lassen, was in seinem Innern vorgieng.

Es war zu spät. Sie hatte schon bemerkt, was er ihr verbergen wollte, und ihren scharfsichtigen Blicken war seine Empfindung kein Geheimniß geblieben. — Sie sah sein kämpfendes Zurückziehen, sie bemerkte seinen Kummer, sie wagte es, sich ihm freundschaftlich zu nahen. Er blieb kalt und verschlossen, aber seine Blicke waren Verräther seiner Gefühle. Seine Worte lagen nicht in seinen Augen.

Dieses edelmüthige Betragen blieb von Agnesen nicht unbemerkt. Sie schätzte ihn ob desselben noch höher, und ihr Gefühl für den edlen Ritter erhielt sogar daher eine Entschuldigung für das, was sie für ihn empfand.

Stets blieb er in den Schranken der Ehrerbietung, untadelhaft war sein Betragen gegen die Geliebte seines Herzens, und sie empfand ür ihn, was er für sie empfand, ohne daß ein

Geständniß den gepreßten Herzen Luft gemacht hätte.

So standen die Sachen, als ein Turnier angesagt wurde, und die Ritter dahin rief.

Agnes, stattlich gekleitet, folgte den Rittern zu dem Turnier, und kaum erschien sie, als alle Blicke ihr huldigend, ihr entgegen flogen.

Glücklich priesen die anwesenden Ritter den Mann, der Agnes, die Krone der Schönheit, die Seinige nennen konnte. Sie beneideten den Mann, und priesen die Sittsamkeit und Tugend seiner Gattin, deren unbescholtener Ruf ihnen keine lauten, kühnen Wünsche gestattete.

So nicht Ritter Lak, der muntere Springinsfeld. Dieser sprach laut zu seinen Nachbarn:

„Bei Merlin und meinem Schwerte! träf ich an irgend einem einsamen Orte die Dame an, ich wollte ihre Begleiter wie Spreu zerstreuen, und sie davon führen, um den

Sold

Sold der Minne an ihrem schönen Leibe zu genießen.“

Das hörte Geron, und forderte sogleich den frechen Redner, ob dieser Reden, zum Kampf, auf die Bahn.

Lak kämpfte, unterlag, und mußte beschämt den Sattel räumen.

Agnes erfuhr, was Geron, der Liebling ihres Herzens, für sie gethan hatte, und reichte ihm mit zitternder Hand den Dank, den Preis seines Edelmuths und seiner ritterlichen That.

Da trafen sich die Verräther ihres Herzens; da trafen sich ihre Blicke; seufzend schlugen sie beide die Augen nieder, und seufzend trennten sie sich von einander.

Indeß erhielt Danain Kundschaft von dem Auffenthalte des Mörders seines Neffen, den er längst schon vergeblich nachgespührt hatte. Er machte sich also gleich auf, ihn aufzusuchen, und bat Geron, ihn auf seiner Burg Maloang zu erwarten.

Das Turnier war geendiget, und Agnes zog, wie die andern Jungfrauen und Frauen, nach ihrer Burg zurück.

Ihr folgte von zügelloser Begierde, von Wuth und Wollust getrieben, der kühne Lak. In einem Walde überfiel und zerstreute er ihre Begleiter, und bemächtigte sich ihres Flehens ungeachtet, ihrer Person.

Aber er sollte mit seinem schönen Raube nicht weit kommen. Die Stimme ihres Jammers drang in Gerons Ohren, der ihr, von heimlicher Ahndung getrieben, in der Entfernung gefolgt war. Er stürzte herbei, streckte den Verwegenen zu Boden, und entriß ihm die Beute. Nur auf die Vorbitte der Frau von Maloang, schenkte er dem Weiberräuber das Leben. Ein Geschenk für einen Ritter von Ehre, elender als der Tod von Gegners Hand.

Zitternd bot Agnes ihrem edlen Retter die Hand; bebend stammelte sie ihm Dank. Er, jetzt ihrem Herzen noch theuerer, wußte nicht, wie ihm geschah.

Schweigend giengen sie, Hand in Hand, tiefer in den Wald. — An einer sanft rieselnden Quelle lies Geron sich nieder, seine müden Glieder zu erquicken, entledigte sich des Helms und seiner Waffen, und legte sein Schwert neben sich.

Sanft neigte sich Agnes zu ihrem Ritter, und brach zuerst das Stillschweigen.

„Was ist das, Ritter! — fragte sie mit sanfter Stimme; — was ist das, das einen Ritter treiben kann in Gefahr und Kampf? Was ist das, das ihn bewegen kann mit Verachtung seines Lebens selbst, die höchste Kühnheit zu beweisen?"

„Das ist die edle Minne; — antwortete der Ritter. — Liebe giebt Muth dem Feigen und Kühnheit dem Schwachen."

„Ach! — seufzte die Dame; — ist die Liebe so mächtig, so sey Gott mir gnädig!"

„Sie ist; — fuhr der Ritter fort. — Sie ist es. Sie gab auch mir Muth und Kraft, Euch aus den Händen des Räubers zu erretten."

„Ihr

„Ihr liebt?" — fragte sie mit sanfter Stimme weiter.

„Ja! ich liebe, edle Frau!"

„Ihr liebt? — Und, die Ihr liebt —? Wer ist sie? Wie nennt sie sich?"

„Ach! mein Geständniß bricht mir das Herz. — Agnes! Agnes heißt sie, die ich liebe, und ach! Ihr seyd es selbst."

Er getraute sich nicht seine Augen zu ihr aufzuheben. Er sah nicht, welche Seufzer ihren schönen Busen hoben, welche ängstliche Freude in ihren Augen glänzte; er sah es nicht. — Seine Blicke ruhten auf seinem Schwerte. Es war in die Quelle gefallen, und da er es abzutrocknen, aus der Scheide zog, fielen ihm die Worte in die Augen, die mit goldenen Buchstaben die blanke Klinge zierten. Er zitterte und las:

Vermeß's sich keiner untugendlich
des Schwertes anzumuthen sich.
Treu geht über alles.
Untreu schändet alles.

Er las, und plötzlich fiel die Hülle von seinen Augen. Er sah, vor welchem Abgrunde er stand.

stand. Er erblickte seine Ehre und Tugend in Gefahr, und starrte in wilder Verzweiflung, schweigend vor sich hin.

Umsonst bittet ihn Agnes, ihr den Grund seines Schweigens zu erklären, umsonst spricht sie ihm mit sanfter Stimme Trost ein, vergebens sucht sie ihn zu beruhigen. Er hört sie nicht. Seine Blicke ruhen auf der Schrift seines Schwertes, und die Stimme der Liebe flieht seine Ohren.

„Ach! du gutes Schwert! in welche Hände bist du gefallen?“ — ruft er einmal über das andere aus; faßt das Schwert, und stößt es sich in der Verzweiflung in die Brust.

Laut auf schrie Agnes, und ihr Geschrei durchdrang den Hain.

Danain, der so eben durch den Wald von seinem Zuge zurück kam, hört das Geschrei, eilt hinzu, erblickt seine jammernde Gattin und sieht seinen Freund, schwimmend im Blute zu ihren Füßen.

Er springt auf ihn zu, er fragt, und erfährt von Geron das aufrichtigste Geständniß seiner Empfindungen und seiner That.

Um-

Umsonst versucht Danain alles seinen Freund zu beruhigen. Er schwört ihm zu, daß er nichts Arges von ihm denke, daß er ihn ehre und liebe. Es ist alles umsonst. Geron, versagt sich selbst jeden Trost. Seine Augen brechen. Bis an den letzten Hauch seines Lebens, wiederholt er die Worte:

„Ach! du gutes Schwert! in welche Hände bist du gefallen?“

und giebt seinen edlen Geist in den Armen seines bekümmerten Freundes auf.

V.

Das Rosenmädchen in Venedig.

I.

Venedig.

In Francesko Gritti's Wohnung. *)

Zimmer.

Pietro.

(liegt auf einem Sofa und schläft. — Er fährt auf und reibt sich die Augen.)

War das geschellt? — (lauscht) Nein! — Ach! — (gähnt) Keine Ruhe und keine Rast! — Schon weit über Mitternacht, und noch immer nicht zu Hause. — Und so, geht's jeden Tag. — Das muß wahr seyn, mein Herr ist eine wüste Fliege! Das geht von einem Gelage zu dem andern, von Ball auf Ball, von Rendezvous zu Rendezvous, von Weibern zu Mädchen, von Mädchen zu Weibern, und unser eins, ist und bleibt ein armes geplagtes

 Thier!

*) In den Jahren 1621 und 1622.

Thier! — (wendet sich auf die andere Seite, und nickt wieder ein) Ach! — (fährt schnell auf) St! das war meines Herrn Stimme. (springt an's Fenster) Ja! Er ist's! — Er kömmt! Sebastiano geht mit der Fackel voran. — Es ist noch einer bei ihm. Vermutlich sein Herzensfreund, Alessandro. (geht vom Fenster) Der ist eben so, wie mein Herr! — Ich will nur sehen, wo das noch hinaus will. — Sie kommen!

II.

Francesko und Alessandro, (treten ein.)

Francesko. (wirst den Mantel auf die Erde, und die Larve auf den Tisch) Pietro! ein paar Flaschen Wein. (wirst sich auf's Sofa)

Pietro. Gleich! (hebt den Mantel auf, und geht aus dem Zimmer)

Francesko. Ich bin Schachmatt!

Alessandro. (setzt sich) Ich auch.

Francesko. Das hies getanzt!

Alessandro. Wahrlich! — Ich bin wie gerädert, so wahr ich ehrlich bin!

Francesko. Ein trefflicher Maskenball!

Ales-

Alessandro. Ach! das muß man dem Prinz lassen, er hat Geschmack!

Francesko. Gewiß! — Geschmack, und Geld dazu.

Alessandro. Das weiß Isabella!

Francesko. (lachend) Ein Teufelsmädchen! — Sie rupft ihn tüchtig.

Alessandro. Er will's ja so haben. — Wie gefiel dir Lindora in ihrer arkadischen Tracht?

Francesko. Eben so wenig, als mir die Marchese als Türkin gefiel.

Alessandro. Pah! 's ist doch ein Kernmädchen!

Francesko. Mag seyn! — Aber Dianora war sehr geschmackvoll gekleidet.

Alessandro. Sehr! — Du sprachst oft und lange mit ihr?

Francesko. Sie gefällt mir.

Alessandro. Hm! —

Francesko. Was gab's denn im rothen Zimmer? Du warst ja drinne.

Alessandro. Clicerio und Benrenuto sagten einander Sottisen. Morgen wollen sie sich schlagen.

Francesko. So? — Worüber kam's her?

Alessandro. Wie ich hörte, über'm Spiele. Eigentlich aber, glaube ich, Benrenuto's Eifersucht —

Francesko. Aha! — Nicht wahr, Elicerio flattert jetzt um Hortensien herum?

Alessandro. Ich glaube.

Francesko. Er ist nicht klug! Sie betrügt ihn, wie sie Benrenuto betrügt, und wie sie hundert andere schon betrogen hat.

Alessandro. Dich mit eingeschlossen.

Francesko. Je nun! wie man's nimmt. Ich glaube, es ist noch die Frage, ob ich sie, oder sie mich, stärker angeführt hat?

Alessandro. Ohne Zweifel, sie dich; denn sie hat dir viel Geld gekostet.

Francesko. Geld? ja! — aber — Wetter! da ich an's Geld denke! Morosini hat mir diesen Abend hundert Zechinen abgeliehen. —

Alessandro. Gute Nacht, ihr guten hundert Zechinen!

Francesko. Ich konnte sie ihm nicht abschlagen.

Alessandro. Bist du denn deinem Gelde so unerhört gram, dem Erzspieler ohne Geld, hundert Zechinen zu geben?

Francesko. Er bat mich gar zu sehr darum. Morgen will er sie mir wieder geben.

Alessandro. Er will nicht, er wird nicht, und kann nicht. — Das weißt du ja eben so gut, wie ich.

Francesko. (hitzig) Ja, wahrlich! wenn er mir das Geld nicht wieder giebt —

Alessandro. So forderst du es ihm mit dem Degen ab? Das ist die einzige Resource, die du gegen ihn hast. Und er? — Was ist ihm denn ein Zweikampf? — diesem elenden Menschen, der — — du siehst keine Zechine wieder, so wahr ich Leben und Ehre habe!

Francesko. Freilich hat er jetzt wenig! —

Alessandro. Gar nichts!

Francesko. Wenn aber sein Onkel stirbt —

Alessandro. Wenn er es noch länger so forttreibt, so enterbt ihn der Onkel so gewiß, als ich hier sitze. Das hat er ihm ja mehr als einmal schon gedroht. — Hernach bist du auch bezahlt. — Ich weiß aber auch gar nicht, wie

du bist! — Mir könnte das Geld zum Hause hinaus fallen, und Morosini, der liederliche Gauner, sollte auch nicht eine Zechine davon bekommen. Lieber wollte ich, wenn ich des Geldes zu viel hätte, wie jene Corteggiana,*) Kapellen bauen und Spitäler dotiren, als solchen unnützen Menschen eine Zechine leihen!

Francesko. Je nun! Du — Ha! Da kömmt ja Pietro.

Pietro. (setzt Weinflaschen und Gläser auf den Tisch) Ob sich Sebastiano zur Ruhe begeben dürfte?

Francesko. Wenn du munter bleiben willst, o ja! — Er wird getrunken haben?

Pietro. Es scheint so.

Francesko. Ein verdammter Kerl!

Pietro. (schenkt ein) Er denkt, es muß so seyn, weil —

Fran-

*) Eine gewisse Venetianische Corteggiana baute von dem Gelde ihres Leibesgewinnes eine Kapelle für 60,000 Kronen, und als sie sich bekehrte, vermachte sie in ihrem Testamente Spitälern, Waisen, Wittwen ꝛc. 30,000 Kronen. — M. Zeileri Theatr. Tragic. p. 372.

Francesko. Weil's sein Herr auch nicht besser macht, willst du sagen? Nicht wahr? — Das kann dir und ihm nichts helfen. Euch, kann ich fortschicken, wenn mir's gefällt, mich aber nicht. (trinkt) Trink Alessandro!

Alessandro. Ich bin warm geworden.

Francesko. Ich nicht.

Alessandro. Der Hund, Morosini —

Francesko. Still davon!

Alessandro. Es ist aber — (trinkt) Und wenn —

Francesko. Pietro! — Was giebt es Neues?

Pietro. Ich wüßte nichts von Bedeutung. — Unser Nachbar, der Prokurator, ist diesen Abend gestorben.

Francesko. So? — Glückliche Reise! (trinkt) — Der Pursch kann abkommen.

Pietro. Tiepolo hat ihm die Augen zugedrückt.

Alessandro. Tiepolo? — Hm! —

Francesko. Ein braver Kerl!

Alessandro. Meinst du?

Francesko. Warum nicht? Klug und brav ist er. Das muß ihm der Neid lassen!

Alessandro. Ja doch! (trinkt)

Francesko. Du bist heute übel gestimmt! Leg dich zu Bette.

Alessandro. Das will ich auch thun. — Gute Nacht!

Francesko. (schenkt ein) Noch eins auf den Weg! — Laß dir etwas Süsses träumen.

Alessandro. Du dir auch. — Von Tiepolo's Schwester etwas.

Francesko. Bei Gott! sie ist schön. (stößt an) Dianora!

Alessandro. (stößt an) Warum nicht? (trinkt) Gute Nacht!

Francesko. Du kömmst doch morgen bald zu mir?

Alessandro. Das versteht sich. — Schlaf wohl! (geht fort. — Pietro leuchtet ihm, und kömmt dann zurück)

Francesko. Nun Pietro! — Möchtest du gern schlafen? — Schenk dir ein, und trink! Ich kann noch nicht schlafen. — Ist etwas vorgefallen?

Pietro. (giebt ihm einen Brief) Das Mädchen der Giustiniani brachte diesen Brief.

Francesko. (verbrennt ihn am Lichte) So? —

Pietro. (stockend) Sie weinte als sie ihn brachte.

Francesko. So?

Pietro. Wer weiß —

Francesko. Was?

Pietro. Was in dem Briefe gestanden hat. — Das Mädchen weinte sehr. — Sie dauerte mich.

Francesko. Hm! —

Pietro. Sie hatten doch?

Francesko. Was hatte ich? —

Pietro. Je nun! Sie hatten doch — habe ich gehört — der guten, schönen Dame Hoffnung gemacht, daß wenn ihr Mann sterben sollte — daß Sie —

Francesko. Ach! was verspricht man einer schönen Frau nicht zuweilen alles! —

Pietro. Sie ist in Verzweiflung —

Francesko. (trinkt) Das giebt sich!

Pietro. Sie ist in Noth —

Francesko. (rasch) In Noth?

Pietro. Ja! — Es fehlt stark bei ihr an den Nothwendigkeiten des Lebens.

Francesko. Nein, wahrlich! Noth soll sie nicht leiden. — Trag ihr morgen dieses Röllchen Zechinen hin.

Pietro. So ganz ohne —

Francesko. Was?

Pietro. Ohne ein paar Zeilen, wenigstens?

Francesko. Wozu?

Pietro. Je nun! — Es sieht so — — Wie soll ich sagen, daß es aussieht?

Francesko. Narr! wenn sie — — Was war das?

Pietro. Es war als wenn jemand an die Hausthür klopfte. — Noch einmal!

Francesko. Sieh zu, was es giebt.

Pietro. (sieht zum Fenster hinaus und fährt schnell zurück) Eine weißgekleidete, weibliche Figur steht an der Hausthür.

Francesko. An meiner Hausthür?

Pietro. Ja, ja!

Francesko. Frag, wer da ist? und was man will?

Pietro. (zum Fenster hinausrufend) Wer ist da? — Wer ist da? (sieht herein) Keine Antwort.

Francesko. Du bist toll! (springt auf, schiebt ihn hinweg, und sieht zum Fenster hinaus) Wer ist da? — Wer ist da? — Wollen Sie zu mir? — (sieht herein) Geh hinunter! — Sie nickte mit dem Kopfe. Führe sie herauf. Sey es, wer es wolle.

Pietro. Aber —

Francesko. Was?

Pietro. Nein, wahrlich! ich gehe nicht allein hinunter.

Francesko. Warum nicht? — Glaubst du an Gespenster? — Gehe hinunter, oder ich will dir Beine machen! — Wär es denn zum erstenmal in deinem Leben, daß du eine Dame um Mitternacht zu mir herauf geführt hättest?

Pietro. Wahrlich nicht! — Aber, haben Sie denn heute eine bestellt?

Francesko. Nein! — Aber man kann nicht wissen, was — — Führe sie herauf!

Pietro. (sehr verlegen, nimmt ein Licht) Ob sie wohl noch dasteht?

Francesko. (gelassen) Sieh zu. — (trinkt) Ich möchte selbst wissen, wer —

Pietro. (geht nach dem Fenster zu) Wenn ich —

(Die Thür des Zimmers springt auf.)

Pietro. Jesus Maria! (taumelt vom Fenster hinweg) Ich habe —

Francesko. (gelassen) Der Zug vom Fenster. (hitzig) Geh hinunter, sage ich dir, oder —

(Die weiße Gestalt tritt in's Zimmer.)

Pietro. (außer sich) Ach! all' ihr Heiligen! —

Francesko. (erschrocken) Schon herauf? und es ist doch — (steht auf, faßt sich, und geht auf die Dame zu) Signora! wer — was — Himmel! was sehe ich! — Sie? Olimpia Giustiniani? — Wie kommen Sie — — Sind sie es wirklich?

(Die weiße Gestalt nickt, und verschwindet.)

Francesko. (stürzt auf das Sofa zurück) Gott! — (nach einer Pause) Pietro! was war das?

Pietro. Gott sey bei uns! — Es war Olimpiens Geist.

Francesko. Ihr Geist? — Ja! er war es.

Pietro. Hätten Sie doch den Brief gelesen, vielleicht hätten Sie — Ach Gott! sie hat sich gewiß umgebracht. — Es war wahrhaftig ihr Geist!

Francesko. Ja, ja! — (trinkt) Wachen wir?

Pietro. Sie trinken ja. Wir sprechen mit einander. — Warum sollten wir nicht wachen?

Francesko. Trink, Pietro!

Pietro. Wie sollte ich trinken können? — Ach! mir zittern alle Glieder.

Francesko. Ich wollte auf einen Traum schwören, wärst du nicht hier gewesen. — Ich wollte, ich könnte es! — Olimpia! — Du? — Pietro! wie ist es? Der Morgen wird wohl bald anbrechen? Wir wollen zu Bette gehen. — Wirst du schlafen können?

Pietro. Ich, gewiß nicht! und wenn Sie es können, so — —

Francesko. Komm! (nimmt ein Licht) Zu Bette! —

III.

Ebendaselbst.

Francesko. (im Gespräch) Das war es, was ich dir zu erzählen hatte!

Alessandro. Und du sahst sie wirklich?

Francesko. Wir sahen sie. Ich und Pietro.

Alessandro. Nun dann! so — — Sie ist diese Nacht gestorben.

Francesko. Olimpia? — Gestorben? — Weißt du das gewiß?

Alessandro. So gewiß, als es wahr ist.

Francesko. Wie ist sie gestorben?

Alessandro. Sie hat sich — sagt man, — ermordet.

Francesko. (fährt zusammen) Sie hat sich ermordet?

Ales=

Alessandro. Die Noth ist bei ihr oft groß gewesen. — Wie lange ist es, daß du sie nicht gesprochen hast?

Francesko. Ueber ein halbes Jahr.

Alessandro. Sie war nie in guten Umständen; und ihr Aufwand nach dem Tode ihres Mannes, die Hartherzigkeit seiner Familie gegen sie, als eine Fremde, —

Francesko. Daß sie so sehr dürftig war, wußte ich wahrhaftig nicht!

Alessandro. Sie hat dir ihren Mangel verborgen gehalten; und seit du sie nicht mehr besuchtest — vergrößerte sich ihre Dürftigkeit immer mehr und mehr.

Francesko. Hätte ich doch ihren Brief gelesen!

Alessandro. Vermutlich hat sie in demselben Abschied von dir genommen.

Francesko. Gut war sie!

Alessandro. Und liebte dich herzlich! — Gabst du ihr wirklich ernsthafte Hoffnungen?

Francesko. Leicht hin vielleicht, und — du weißt ja, wie die Weiber sind! Sie nehmen alles gleich gar zu ernstlich. — Der Vor-

fall ist mir doch höchst ärgerlich! Die Weiber werden — — Man weiß, daß wir uns gern sahen. — Warum hat sie sich mir aber nicht entdeckt?

Alessandro. Seit einiger Zeit hast du ja gar keinen Brief von ihr mehr gelesen. Wer weiß, ob sie es nicht gethan hat.

Francesko. Ihre ärgerlichen Liebesklagen verstimmten mich! — Ich habe ihr alles geglaubt, aber sie hätte mir nicht glauben sollen. Noch dazu, sah sie ja, — Sie sah's ja mit ihren eigenen Augen, daß Standhaftigkeit, in Liebesangelegenheiten, meine Sache gar nicht war.

(Pietro tritt ein und giebt seinem Herrn einen Brief.)

Francesko. (sieht den Brief an) Aha! von Antonio Foskarini! (bricht den Brief auf, und liest ihn) Gut! — (zu Pietro) Ich würde kommen!

(Pietro geht fort.)

Francesko. Da werde ich auf diesen Abend, zu einer kleinen freundschaftlichen Kollation

lation von Foskarini, zu der glänzenden Dame Merula gebeten.

Alessandro. Dort wird's lustig hergehen!

Francesko. Wirst du auch dort seyn?

Alessandro. Noch, weiß ich nichts davon. (nimmt den Hut)

Francesko. Wohin?

Alessandro. Zur Priuli ein wenig. — Ich will fragen, wie sie geschlafen hat.

Francesko. Du stehst also noch gut mit ihr?

Alessandro. So, so! — (lachend) Wir thun einander nichts.

Francesko. Destobesser! — — Wenn man dich also diesen Abend nicht bei der Merula sehen sollte —

Alessandro. So sieht man mich morgen früh bei dir. — Adio! (kehrt an der Thür um) Francesko! Du hast also die nächtliche Erscheinung von der Giustiniani wirklich gehabt?

Francesko. Bei Gott! so wach, so munter, und so gewiß, wie ich jetzt dich sehe.

Alessandro. Gott behüte mich für einen solchen Anblick! — Adio! (geht fort)

Francesko. Gott befohlen! (schellt)

IV.

(Pietro tritt ein.)

Francesko. Hast du schon gefrühstückt?

Pietro. Ach! ich weiß gar nicht, wie mir ist. Weder Essen noch Trinken will mir schmecken.

Francesko. Warum nicht?

Pietro. Sie können auch noch fragen? Ich dächte doch die Erscheinung von gestern — — Ach! ich bin am ganzen Leibe, wie zerschlagen. Kein Glied kann ich gehörig bewegen. Wie Blei liegt mir's in allen Gelenken, und mein Blut rollt wie Feuer durch die Adern.

Francesko. Trink!

Pietro. Ich kann nicht. Alles widersteht mir.

Francesko. Du bist ein furchtsamer Narr!

Pietro. Der Himmel lasse mir so etwas in meinem Leben nicht wieder sehen!

Francesko. Kleide mich an.

Pietro. (unter'm Ankleiden) Und Sie sind so gelassen, als wenn Sie gar nichts gesehen hätten! — Konnten Sie denn schlafen?

Francesko. O ja!

Pietro. Die ganze Nacht hat die Gestalt vor meinem Bette gestanden, und ich konnte kein Auge schließen.

Francesko. Hat sie sich wirklich ermordet?

Pietro. Mit zwei Stichen in die Brust. — Ihr Mädchen ist untröstlich.

Francesko. Wenn sie nicht unterzukommen weiß, will ich sie einstweilen in mein Haus nehmen. Du kannst ihr das anbieten. — Sie ist ein artiges Ding!

Pietro. Ach ja!

Francesko. So! — (tritt vor den Spiegel) Ein wenig derangirt, sehe ich doch aus.

Pietro. Ei! das ist auch gar kein Wunder.

Francesko. Weißt du, wie ich aussehe? Wie ein Liebhaber, den ein Mann bei seiner Frau ertappt hat. — Hut, Mantel, und Degen!

Pietro. Speisen Sie diesen Mittag im Hause?

Francesko. Nein. — Ich bin auf Giorgio's Kaffeehause, wenn etwas Wichtiges vorfällt.

V.

Auf der Straße, unweit der Kirche des H. Bassi.

Francesko. (auf die Stufen des Brunnens tretend) Antonio! — Antonio!

Antonio Foskarini. Ha! Du? — Komm doch herab von deinem Katheder, wo nichts als Wasser fließt, und geh mit mir zu Giorgio!

Francesko. (kömmt zu ihm herab) Dort will ich diesen Mittag speisen. — Jetzt, will ich noch ein wenig die Runde machen. Diesen Abend, sehen wir uns.

Antonio. Ich merke wohl, was dich in diese Gegend bannt!

Francesko. Was?

Antonio. Das schöne Rosenmädchen.

Francesko. Welches Rosenmädchen?

Antonio. Hahaha! — Gute Unterhaltung! (geht fort)

Francesko. Das schöne Rosenmädchen? — Hm! — — (geht auf und ab)

VI.

Zekko. (in einen rothen Mantel gehüllt, nähert sich ihm) Signor Francesko Gritti! ich bin Ihr Knecht.

Francesko. Ach! bist du's Zekko?

Zekko. Mit Leib und Seele, und zu Ihrem Befehl!

Francesko. Wie geht's?

Zekko. Gut und schlecht, wie's kömmt.

Francesko. Pietro zahlt dir doch dein Wochengeld richtig aus?

Zekko. Richtig und pünktlich, ich kann's nicht anders sagen. — Aber, gebraucht haben Sie mich lange nicht.

Francesko. Es gab, dem Himmel sey Dank! keine Gelegenheit.

Zekko. Giebt's jetzt vielleicht eine?

Francesko. Ich wüßte nicht!

Zekko. Ich wette, ich weiß, warum Sie jetzt hier auf der Lauer stehen?

Francesko. Nun?

Zekko. Nicht wahr, um das schöne Rosenmädchen zu sehen?

Francesko. Ich habe sie noch nicht gesehen, habe auch heute zum erstenmal von ihr sprechen hören. Kennst du sie? Wer ist sie?

Zekko. Sie kömmt hieher, verkauft Rosen, heißt Rosalinde, und ist schön wie ein Engel.

Francesko. Weißt du weiter nichts von ihr?

Zekko. Sie wohnt bei dem Färber gegenüber, verkauft, wie gesagt, Rosen, und entzückt alles was lebt und webt durch ihre Schönheit. — Mein Vetter Giakomo, — ein Teufels-Spürhund! — hat so viel herausgebracht, daß sie auf der Insel Curzulo geboren ist. Ueber ihren Eltern und über ihrer

Ge-

Geburt aber, waltet, wie er glaubt, ein Geheimniß. Und dieses Geheimniß — St. Marko! Dort kömmt sie! Ein Heer von jungen Herrn zieht hinter ihr her. Das ist der gewöhnliche Fall! —

Francesko. Himmel und Erde! Zekko, sie ist sehr schön!

Zekko. Nicht wahr?

Francesko. Ich habe noch kein schöneres Gesicht gesehen.

VII.

Rosalinde. Kauft Rosen! Kauft Rosen! — (sie setzt sich auf die dritte Stufe des Brunnens) Schön und wohlfeil!

(Alles drängt sich um sie herum und kauft Rosen. — Bald ist ihr Körbchen leer.)

Francesko. (tritt ihr bescheiden näher) Hast du keine Rosen mehr für mich?

Rosalinde. Die letzte. (giebt ihm die Rose) Aber, sie ist nicht recht schön.

Francesko. Warum nicht? — Kömmt sie doch aus schönen Händen! (will ihr Geld geben)

Rosalinde. Ich nehme nichts dafür, weil sie nicht recht schön ist. — Morgen sollen Sie eine schönere haben. Oder —

Francesko. Oder? —

Rosalinde. Nichts! — Morgen sollen Sie, wie gesagt, eine recht schöne Rose haben. Kommen Sie aber auch! (geht fort)

Francesko. Gewiß! (giebt Zekko einen Wink)

(Zekko folgt Rosalinden.)

VIII.

Francesko. (geht nach der Kirche zu) Was er ihr sagen wird! (sieht Zekko nach) Der Unbesonnene folgt ihr in ihre Wohnung nach! — Das wird bemerkt werden. — Wie einfältig der Kerl ist!

Alessandro. (kömmt auf ihn zu) Francesko! Hurtig! zu Giorgio! Du wirst dort erwartet.

Francesko. Ich komme.

Alessandro. (zieht ihn mit sich fort) Ohne Verweilen! — Es giebt dort viel Spas!

IX.

Im Hause der Signora Elisa Merula.

Zimmer.

Elisa. Alle eilen so zeitig davon, als wenn sie Staatsgeschäfte hätten. Wir danken Ihnen recht sehr, daß Sie noch ein wenig bei uns bleiben wollen. — Ist das nicht artig von Signor Francesko? Nichtchen! was sagst du dazu?

Kamilla. Recht artig!

Francesko. Und doch nicht zum zehnten Theil so artig, wie die schöne Kamilla selbst ist.

Kamilla. (ernsthaft) Sie scherzen!

Elisa. In der That! ich bemerke, daß Sie heute sehr bei Laune sind. (sucht umher) Wo ist denn nur mein Strickzeug? Es muß in der Kammer liegen! (nimmt ein Licht und geht aus dem Zimmer) Um Verzeihung! Ich bin gleich wieder hier.

Francesko. (nimmt Kamillens Hand) Signora! —

Kamilla. (zieht die Hand zurück) Francesko! was sagen Sie zu dem Gerücht, das auf Ihre Rechnung umher geht?

Francesko. Welches Gerücht?

Kamilla. Das Gerücht von dem Tode der Olimpia Giustiniani.

Francesko. Ich glaube — Ihr Verstand muß gelitten haben.

Kamilla. Möglich! — — Haben Sie sich aber dabei keine Vorwürfe zu machen?

Francesko. Keine.

Kamilla. Wirklich keine?

Francesko. Ich wüßte nicht, welche?

Kamilla. Sie liebten Sie aber doch?

Francesko. Ich war ihr Freund.

Kamilla. Nie ihr Liebhaber?

Francesko. Wie kommen Sie darauf?

Kamilla. Man sagt es allgemein. — Sie dauert mich!

Francesko. Ihr ist es jetzt besser, als uns allen.

Kamilla. Sie gönnen ihr doch ihr Glück?

Francesko. Wie ich es mir selbst gönnen würde.

Kamilla. O! Francesko war immer großmüthig! — Ein schreckliches Ende!

Francesko. (spielt mit den Handschuhen) Wohl wahr! — Antonio schien heute nicht recht bei Laune zu seyn.

Kamilla. Er ist es seit einiger Zeit, seltener als sonst. — Olimpia hat noch einen Bruder in Militairdiensten des Herzogs von Parma?

Francesko. Ich glaube. — Ich muß es gestehen, Antonio ist mir heute aufgefallen.

Kamilla. Mir, schon seit ein paar Wochen. — Olimpia war aus Parma gebürtig?

Francesko. Es kann seyn. — Antonio scheint über etwas zu brüten.

Kamilla. Vielleicht macht ihn eine neue Liebschaft zerstreut. — Olimpia war —

Francesko. (rasch) Sie war eine Närrin! sonst hätte sie sich das Leben nicht genommen.

(Die Thür springt auf, das Licht verlöscht, Olimpiens Schatten steht mitten im Zimmer.)

Kamilla. Jesus Maria! was ist das?

Francesko. (fährt zusammen) Was sehen Sie?

Kamilla. Nichts. — Es ist finster. — Ein Windstoß riß die Thür auf, und löschte das Licht aus.

Francesko. Und Sie sehen nichts?

Kamilla. (ängstlich) Was soll ich sehen? — Mein Gott! wie fragen Sie so sonderbar? — Sehen Sie etwas?

Francesko. (tiefaufathmend) Nichts.

(Die Erscheinung verschwindet.)

Kamilla. Warum fragen Sie aber, ob —

Francesko. Es war mir so sonderbar!

Kamilla. (greift ihn an) Sie zittern? — Was ist Ihnen?

Francesko. (springt schnell auf) Ich muß fort!

Kamilla. Um Gottes willen! was haben Sie vor?

Francesko. Gute Nacht! (eilt zum Zimmer hinaus) Pietro! Sebastiano! — Fackeln!

Kamilla. (ihm nacheilend) Francesko!

Francesko. (stürzt die Treppe hinab) Gute Nacht!

X.

Straße S. Giakomo.

Sebastiano. Was kriecht denn dort herum?

Pietro. Einige schwarze Figuren.

Sebastiano. Ein paar Handlaternen. —

Pietro. Heda! was giebt's hier?

Eine Leichenfrau. Die Leiche einer unglücklichen Person, die wir in der Stille fortschaffen. — Gott sey mit uns allen! Es war eine verzweiflungsvolle Selbstmörderin.

Francesko. (wild) Wie hies sie?

Leichenfrau. Olimpia Giustiniani. — Gott sey ihrer armen Seele gnädig!

Francesko. (stürzt fort) Nun? — Soll ich mir selbst die Fackel vortragen?

(Sebastiano und Pietro eilen voran.)

Sebastiano. (vor sich) Ach Gott! die arme, unglückliche Seele!

Pietro. (zu ihm) Schweig! du kennst unsers Herrn Wuth.

Francesko. (wild) Ist es denn so weit nach S. Giovanno?

Pietro. Hier sind wir schon!

XI.

In Francesko's Wohnung.

Zimmer.

Der Arzt. Wo fehlt's eigentlich, Signor?

Francesko. (im Bette) Fieberhitze im Kopfe und im Blute — Feuer in allen Gebeinen und Röhren — Alle Glieder wie zerbrochen — Zittern in allen Nerven —

Arzt. Alteration? — Schreck? —

Francesko. Das mag's seyn.

Arzt. Ich werde verschreiben. — (geht fort)

Pietro. (tritt ein) Als ich nach Alessandro laufen wollte, kam er eben die Straße herauf. — Da ist er schon! (geht fort)

Alessandro. (tritt ein) St. Marko! (staunend) Du im Bette? Was ist das?

Francesko. Ich bin krank.

Alessandro. Krank? — Bist du gestern noch lange bei Kamilla geblieben?

Francesko. Nein. — Ach Alessandro! Ich habe sie gestern Nacht wieder gesehen.

Alessandro. Olimpien?

Francesko. Wie ich bei Kamillen sas, trat ihr Schatten mitten in's Zimmer. — Kamilla hat nichts gesehen. — Ich stürzte fort. Auf der Straße stoße ich auf ihre stille Leiche. Ein paar Handlaternen — Lumpenvolk die Leichenbegleiter — Wie eine Missethäterin fortgetragen.

Alessandro. Verdammt! —

Francesko. Ich war außer mir. — Und diese Nacht — — O! ich habe eine fürchterliche Nacht gehabt. Da liege ich nun, und krümme mich wie ein Wurm. O! daß es mit Olimpien auch dahin kommen mußte!

Alessandro. Noth und Verzweiflung —

Francesko. Schweig! — Glaubst du wohl, daß Seelenmessen —

Alessandro. Je nun! — Warum nicht? —

Francesko. Ach Gott! wie ist mir! — Alessandro, treibe kein Weib zur Verzweiflung. — Und sollte ich sterben. —

Alessandro. (lacht laut auf) Du wirst sterben! — Aber so bist du. Entweder, gleich oben hinaus, oder unter die Erde. Du kennst keine Mittelstraße. — Ich habe diesen Morgen eine Aufwartung bei'm Doge zu machen. Mittags, speise ich bei seiner Schwester, der Priuli, und den Abend, bringe ich bei dir zu.

Francesko. Soll mir sehr lieb seyn!

Alessandro. Der Himmel sey mit dir! — (geht fort)

Sebastiano. (kömmt) Arzenei vom Doktor.

Francesko. Koste sie.

Sebastiano. (kostet) Brr! — Verdammter Geschmack.

Francesko. Wie ist sie zu nehmen?

Sebastiano. Das Ganze auf einmal.

Francesko. Schütte sie unter Zyperwein, und gieb her. — (trinkt, und dreht sich herum) Himmel und Erde! —

Pietro.

Pietro. (tritt ein) Signor! —

Francesko. Was giebt's?

Pietro. Zekko steht draußen.

Francesko. Zekko? (dreht sich herum) Er soll hereinkommen.

(Die Bedienten gehen fort. — Zekko tritt ein.)

XII.

Francesko. Guten morgen Zekko! — Ich bin sehr krank!

Zekko. Ei, ei! so schnell! über Nacht! — Ja! der Mensch ist ein hinfälliges, gebrechliches Ding.

Francesko. Ach ja wohl, Zekko!

Zekko. Ich dachte gleich, daß Ihnen etwas Wichtiges begegnet seyn müßte, weil Sie doch bestellt waren, und sich bei S. Bossi nicht einfanden. So wahr ich das Leben habe! Rosalinde sah sich gleich nach Ihnen um. Sie fragte mich auch, wo Sie wären.

Francesko. Fragte sie wirklich nach mir?

Zekko. Ich will blind werden, wenn's nicht wahr ist! — Sie hatte Ihnen eine schöne Rose zugedacht.

Francesko. Warum hast du sie nicht für mich angenommen?

Zekko. Das werde ich schon gethan haben! — (giebt ihm die Rose) Hier ist sie.

Francesko. Zekko! du bist ein prächtiger Mensch! — Dort steht Wein. Schenk dir ein, und trink, so viel du willst.

Zekko. (schenkt sich ein und trinkt) Euer Wohlergehn! — Die Rose ist aber noch nicht bezahlt.

Francesko. Sie soll schon bezahlt werden. — Aber, du giengst ja gestern Rosalinden in ihre Wohnung nach.

Zekko. Ich machte mir ein Geschäft bei dem Färber. — Ich lies ein paar Worte fallen. Sie wurde aufmerksam, und fragte: wer Sie wären? Ich sagte es ihr. — „Er scheint sehr bescheiden zu seyn;" sagte sie. Das bejahte ich, und strich Sie ein wenig heraus. — Als ich mich mit ihr allein sah, sagte ich: Signor Francesko wünscht zu erfahren,

ob

ob der Signora etwa irgend worinne zu dienen sey? — Sie seufzte und sagte: Wenn ein Kavalier einem armen Mädchen, wie ich eins bin, seine Dienste anbietet, so geschieht das selten ohne Nebenabsichten, und diese könnte ich nicht begünstigen. — Ich sprach viel zu Ihrem Vortheil, und sie sagte: Ich werde ihn ja morgen sprechen. — Nun haben Sie sie aber nicht gesprochen. —

Francesko. Mach dir wieder ein Geschäft in ihrem Hause, sag ihr, daß du mir die Rose gebracht hast, daß ich sie bezahlen werde, und daß ich nicht wohlauf bin. — Uebrigens, suche etwas tiefer in ihre Lage und Verhältnisse einzudringen.

Zekko. Wohl! (trinkt) Auf Ihre baldige Wiederherstellung! (will gehen)

Francesko. Zekko! — Was hörst du von mir in der Stadt sprechen?

Zekko. Sie haben Freunde und Feinde, wie jeder Mensch. — Ihre Feinde sagen jetzt, Sie wären an dem Tode der Giustiniani schuld.

Francesko. (nach einer Pause) Bringe mir bald Nachricht von Rosalinden.

Zekko. Die Giustiniani hat ihren Bruder in Parma zum Erben eingesetzt. Es ist aber nichts zu erben da. Allenfalls Schulden, die er bezahlen kann, wenn er Geld hat. — Indessen sollte die Signora etwa ihrem Bruder auch ihre Rache vermacht haben — Sie verstehen mich doch? — und der Bruder kömmt hieher, um diese Erbschaft zu berichtigen, so — wenn Sie befehlen! — so dürfte man ihm wohl (mit der Pantomime des Niederstoßens) vorher ein paar Worte in's Ohr sagen?

Francesko. Nein! — Handelt er als Mann von Ehre, so soll er auch so behandelt werden. — Sollte er aber es heimlich auf mich münzen wollen, so übergebe ich ihn dir.

Zekko. Gut! — Ich will aufpassen. Kömmt er —

Francesko. So gieb mir sogleich von seiner Ankunft Nachricht.

Zekko. Ohne Verzug. — Adio! wünsche baldige Besserung. (geht fort)

Pietro. Unten ist ein Pater.

Francesko. Ein Pater? Was will der?

Pietro. Er sagt, Alessandro habe ihn hergeschickt.

Francesko. Aha! — Schon gut! nun besinne ich mich. — Bezahle ihm fünf und zwanzig Seelenmessen. Du kannst's schon errathen für wen. —

Pietro. Gut! wie Sie befehlen.

XIII.

In Dianorens Wohnung.

Zimmer.

Dianora. Also krank? wirklich krank?

Fiora Mella. Schon seit gestern; und zwar, — wie mir ein Freund sagte, gefährlich krank. — Das hat der Signor Francesko seinen Ausschweifungen und seinem unordentlichen Leben zuzuschreiben. Er wüstet ja in seine Natur hinein, als wär sie von Stahl und Eisen. Das kann keine Dauer haben!

Dianora. Ich glaube aber doch, man schreibt auch etwas zu viel auf seine Rechnung.

Fiora. Ach nein! — Er ist schuld an dem Tode der Giustiniani.

Dianora. Wer weiß auch, ob das wahr ist?

Fiora. Das weiß ich zuverlässig. Sie hat sich vor ihrem Tode einer guten Freundin anvertraut, und von der habe ich's. — Hortensien hat er betrogen —

Dianora. Oder, sie ihn!

Fiora. Er sie! — Das weiß ich gewiß! — Wie hat er's Leonoren, wie hat er's der Soderini, wie der Dandolo, wie Jeronimo's Schwester gemacht? Viele andere gar nicht zu nennen. — Nehmen Sie seine Parthie nicht. Es ist kein gutes Haar an ihm. — Der Schöpfer hat ihm eine edle, schöne Gestalt gegeben —

Dianora. Gewiß!

Fiora. Er hat ihm Vermögen und eine edle Geburt geschenkt. Aber er ist undankbar und mißbraucht alle diese herrlichen Geschenke und Gaben. — Aber, geben Sie einmal Achtung, was geschehen wird. Lorenzo, der Bruder der Giustiniani wird kommen, wird

den

den Signor Francesko zur Rechenschaft ziehen, und wird ihm seinen verdienten Lohn geben. — Nein! solche Gottlosigkeiten können nicht ungestraft bleiben. Denken Sie an mich! es nimmt ein schlimmes Ende mit ihm.

Dianora. Seine Jugend — die Verführung ist groß —

Fiora. Ach! er ist kein Kind mehr. — Ein Mensch, wie er, von acht und zwanzig bis dreißig Jahren, kann sich mit solchen Ausflüchten nicht entschuldigen.

Dianora. Er dauert mich!

Fiora. Mich nicht. Warum hat er es nicht besser haben wollen. Jedem geschieht nach Verdienst in der Welt. Wer sich gut bettet, schläft weich. Wer schlecht lebt, stirbt schlecht. Strafe muß seyn!

XIV.

In Francesko's Wohnung.

Zimmer.

Zekko. Signor! Sie sind gestern und heute von Rosalinden bedauert worden. Hier

schickt sie Ihnen wieder eine Rose, und in vier Tagen will sie wieder fort in ihr Vaterland, auf die Insel Curzula.

Francesko. Das ist einfältig von ihr! — Sie soll hier bleiben.

Zekko. Sie will nicht. — Ich habe ihr zugeredet. — Sie sagt: Nein! und scheint sehr entschlossen zu seyn. Geheimnißvoll ist sie auch mehr als mir lieb ist. — Aber ich merke, sie hat bei dem Verkaufe ihrer Rosen auf ihre Schönheit gerechnet, hat sich nicht verrechnet, hat viel Geld eingenommen, lacht die Käufer aus, und geht nun mit dem Gelde nach Curzula, dort, wer weiß was, auszuführen.

Francesko. Weißt du weiter nichts, so kannst du wieder gehen.

Zekko. Ja, ich weiß noch etwas.

Francesko. Nun? was weißt du denn?

Zekko. Ich hab's gar deutlich gemerkt. — Ich weiß, daß Sie von Rosalinden bemerkt worden sind; daß Sie von ihr gern wieder gesehen würden.

Francesko. So?

Zekko. Aber, hören Sie! der Färber ist ein Lumpenhund! — Ich möchte ihn gleich —

Francesko. Ist er reich?

Zekko. Reich? — Arm, wie eine Kirchenmaus.

Francesko. Desto besser!

Zekko. Wenn er nur das gute Mädchen nicht bestiehlt.

Francesko. Thät er's nur, so wollten wir ihm schon etwas sagen, daß er bald gar nicht mehr hören sollte.

Zekko. Seine Armuth macht ihn grob.

Francesko. Zekko! dort steht Wein; schenk dir ein, und trink.

Zekko. (schenkt sich ein und trinkt) Mich zu bedanken!

Francesko. Wirf dem Lumpenfärber etwas in die Jacke. Hier sind fünf und zwanzig Stück Zechinen. Mach den Grobian höflich. Brauchst du mehr, so weißt du, wo ich wohne. — Ach! wenn ich nur nicht das Bette hüten müßte! — Ist der Färber ein Verwandter von Rosalinden?

Zekko. Nein.

Francesko. Hat er Familie?

Zekko. Eine Hexe von Frau, und zwei Katzen von Töchtern.

Francesko. Und die hungern alle?

Zekko. Alle.

Francesko. Eins von diesen fünf hungerleidenden Thieren verkauft uns Rosalinden gewiß, wenn du es klug anzufangen weißt.

Zekko. Verkauft uns Rosalinden? Wie meinen Sie das?

Francesko. Zekko! bist du so einfältig? — Zieh dort, jene Schublade auf, und nimm die braune Kapsel heraus.

Zekko. (thut das) Hier!

Francesko. In der Kapsel liegt mein Portrait. Du giebst es Rosalinden. Ich schenke es ihr als ein Gegenpräsent für ihre schönen Rosen. Sieh zu, daß sie es annimmt, und sag ihr, ich sey sehr krank. Du mußt ihre Theilnahme, ihr Mitleid zu erregen wissen. — Dem Färber gieb das Geld, und wenn er etwa Protektion sucht, so schick ihn zu mir. Will er sich in seinem Gewerbe regen, braucht

er

er Unterstützung; ich habe Geld. — Sind seine Töchter schön?

Zekko. Keine.

Francesko. Treiben sie nichts?

Zekko. Sie essen, trinken, und schlafen.

Francesko. Sind sie verliebt?

Zekko. O! sie sind Mädchen! Daran wird's nicht fehlen.

Francesko. Wenn du nur eine, unter irgend einem Vorwande, zu mir bringen könntest.

Zekko. Wie soll man das anfangen?

Francesko. (ärgerlich). Sind sie denn gar zu häßlich?

Zekko. Ach nein! das eben nicht, aber sie sehen sehr schlecht aus.

Francesko. (schellt) Pietro!

Pietro. (kömmt) Signor?

Francesko. Sakrifizire dich einmal für mich. Geh mit Zekko, überlegt's und macht's wie ihr wollt. Stelle dich in ein Mädchen verliebt, die nicht hübsch ist, und sieh zu, wie du sie in mein Haus, und zu mir bringst. — Das übrige, wird dir Zekko schon sagen.

Pietro. Wie Sie befehlen! — Signor Morosini will sie sprechen.

Francesko. Hurtig führe ihn herein.

(Zekko und Pietro verlassen das Zimmer.)

XV.

Morosini. (tritt ein) Freund! was muß ich sehen? Du, im Bette? — So wahr ich lebe! vor einer Stunde habe ich erst zufälliger Weise von meiner Tante erfahren, du seyst krank. — Sporrnstreichs lief ich hieher, dich zu besuchen. — Gestern suchte ich dich bei Giorgio, dir meine Schuld von 100 Zechinen zu bezahlen. Du warst nicht dort. Mich führte das Wetter an den Spieltisch, und ich verlor über 300 Zechinen. Ich muß dich also um einige Tage Nachsicht bitten.

Francesko. Es hat nichts zu sagen!

Morosini. Was fehlt dir?

Francesko. Schwindel — heftiges Kopfweh —

Morosini. Du hast zu viel Blut. — Tiepolo ist auch krank. Er klagt sich eben so, wie du dich klagst. Hast du auch etwa zu stark an die Rosen des schönen Rosenmädchens gerochen? — Gestern haben sich ein paar Narren über einer Rose von dem Rosenengel auf der Straße schlagen wollen, und sind arretirt worden. — Freund! werde bald wieder gesund. Es ist eine Improvisatrice aus Rom angekommen. Die mußt du sehen!

Francesko. Sie ist also wohl schön?

Morosini. Wie eine Göttin! — Alessandro ist hinter ihr her.

Francesko. Aha! darum habe ich ihn gestern nicht hier gesehen.

Morosini. Der Senat hat sich heute bei dem Doge versammelt. Man spricht von Kriege. Der Herzog Feria soll im Mailändischen bedenkliche Kriegszurüstungen machen. *) Möchtest du wohl einmal mit zu Felde ziehen?

*) Im Jahr 1621.

Francesko. O ja! — Als Volontair, möchte ich wohl einmal eine Kampagne mitmachen.

Morosini. Freund! morgen besuche ich dich, mit deiner Erlaubniß, wieder. Werde bald wieder gesund! Unsere Zirkel vermissen dich alle sehr lebhaft. — Dem Himmel befohlen! (geht fort)

Francesko. Adio! — (schellt) Sebastiano!

Sebastiano. Was befehlen Sie?

Francesko. Hat sich Alessandro noch nicht sehen lassen?

Sebastiano. Noch nicht. — Kapitain Rioli verlangt Sie zu sprechen.

Francesko. Rioli? — Was will der? — Ich erwarte seinen Besuch.

(Sebastiano verläßt das Zimmer.)

XVI.

Rioli. (tritt ein) Ich bedaure, Signor! —

Fran=

Francesko. Willkommen, Herr Kapitain! — Lassen Sie sich nieder. — Welchem Zufall habe ich das Glück zu verdanken, Sie bei mir zu sehen?

Rioli. (setzt sich) Ich bin an Sie assignirt.

Francesko. Womit?

Rioli. Mit 100 Zechinen.

Francesko. Von wem?

Rioli. Von Ihrem Freunde Morosini.

Francesko. Von Morosini? — Morosini ist wohl mein Schuldner, aber ich bin der seinige nicht. — Verzeihen Sie also, daß —

Rioli. Verzeihen Sie! — Morosini hat Sie durch diese Frechheit beleidiget, und Sie werden ihn zu finden wissen. Was ich thun werde, werden Sie hören. (steht auf)

XVII.

Alessandro. (tritt ein) Ach! Herr Kapitain! — Ich stöhre doch nicht?

Francesko. Gar nicht. — Stell dir vor, Morosini weißt den Herrn Kapitain mit einer

Zahlung von 100 Zechinen, als seinen Schuldner, an mich. Und du weißt es selbst, daß ich ihm Geld geliehen habe.

Alessandro. Das hast du mir gesagt.

Francesko. Und so eben gieng er von mir.

Rioli. Das machte mir beinahe sein Vorgeben zur Gewißheit.

Francesko. Der Unverschämte weiß, daß ich krank bin!

Rioli. (lächelnd) Sie werden wieder gesund werden. — Ich empfehle mich Ihnen! (geht fort)

Alessandro. Sagte ich dir's nicht? Nun siehst du, wie wohl du dein Geld anlegst.

Francesko. Laß das jetzt!

Alessandro. Was hast du nun für deine Gutheit? Händel mit einem Klopffechter.

Francesko. Was giebt's Neues?

Alessandro. Ich wüßte nichts von Bedeutung.

Francesko. So hat Morosini gelogen.

Alessandro. Was hat er erzählt?

Francesko. Es sey eine Improvisatrice aus Rom hier.

Alessandro. Nein! das ist wahr.

Francesko. Schön, wie eine Göttin.

Alessandro. Auch das ist wahr. Eugenia ist ein bezauberndes, ein englisches Wesen!

Francesko. Verflucht! und ich muß das Bette hüten. — Du hast sie kennen lernen?

Alessandro. Ja.

Francesko. Käm sie wohl hieher?

Alessandro. Nein.

Francesko. So bestimmt?

Alessandro. Wenn sie es gethan hätte, wär sie schon hier gewesen. Den Antrag habe ich gemacht, und bin schön angekommen.

Francesko. Braucht sie kein Geld?

Alessandro. Dermalen nicht.

Francesko. Wie lange bleibt sie hier?

Alessandro. Das weiß ich nicht.

Francesko. Hat sie etwa so etwas bei sich, das aussieht wie ein Liebhaber?

Alessandro. Nein! aber ein niedliches Kammermädchen.

Francesko. Verdammt! und ich kann nicht ausgehen.

Alessandro. Deine Krankheit denkt theilnehmender, als du denkst; sie gönnt andern Leuten auch etwas. Oder, hast du denn ein Privilegium, alles was hier weiblich schön ist, nur für dich in Beschlag nehmen zu dürfen?

Francesko. Aus dieser Melodie lerne ich deinen Text kennen! Entweder die Improvisatrice oder ihre Zofe hat dich entzückt. Das darfst du ja nur sagen. Wir theilen.

Alessandro. Wir theilen nicht.

Francesko. Wie? willst du etwa gar das Wagestück beginnen, und willst sie beide zugleich lieben?

Alessandro. Auch das nicht.

Francesko. Nun, so sehe ich auch nicht ein, was —

Alessandro. Vor der Hand, bleib du bei Rosalinden.

Francesko. O! das steht alles noch gar weit im Felde. Und wer weiß, ob ich jemals mit dem Mädchen weiter komme, als daß sie

mir eine Rose schenkt. Sie ist kein Mädchen vom gemeinen Schlage.

Alessandro. Ich glaube — das muß Foskarini am besten wissen.

Francesko. Antonio Foskarini?

Alessandro. Er geht im Hause aus und ein.

Francesko. Er kann auch zu den Töchtern des Färbers gehen.

Alessandro. (lacht) Möglich! — Francesko! glaube mir, ich werfe mein Geld nicht weg. Meine Kundschafter bedienen mich gut. — Rosalinde ist etwas mehr als ein gemeines Rosenmädchen.

Francesko. Aber wozu diese Maskerade? — Sie nimmt ja Geld für ihre Waare.

Alessandro. Dadurch macht sie sicher. — In des Färbers Hause geht etwas vor, und ich komme sicher noch dahinter, was das ist. Es liegt irgend ein Plan im Verborgenen, und Rosalinde gehört mit in diese Verborgenheit. — Wo ist sie her?

Francesko. Sie ist auf der Insel Curzula geboren.

Alessandro. So sagt sie. — Ich aber sage, sie ist eine Mailänderin.

Francesko. Nun, wenn auch! so sehe ich doch nicht ein, was das —

Alessandro. In einigen Tagen wissen wir vielleicht mehr. — Jetzt, muß ich zur Improvisatrice.

Francesko. Hast du es schon bis zu Bestellungen gebracht?

Alessandro. Beinahe.

Francesko. Nun, so will ich dich weder abhalten noch stöhren.

Alessandro. Es ist mir sehr lieb, daß du jetzt an's Bett gefesselt bist. Nicht meinetwegen, aber um deinetwillen.

Francesko. Warum?

Alessandro. Die Zeit wird alles aufklären. — Jetzt, Gott befohlen! (geht fort)

XVIII.

(Zekko und Pietro kommen.)

Zekko. Signor! Der Färber ist ein sehr grober Kerl! Pietro'n hat er —

Pietro. Mich hat er zum Hause hinausgeworfen.

Francesko. Und du liesest dich auch hinaus werfen?

Pietro. Was wollten wir machen?

Zekko. Da war nichts zu thun, als zu gehen, denn der Färber schrie alle Nachbarn herbei.

Pietro. Zekko verwickelte den Grobian in ein Gespräch. Ich lies mich mit seiner jüngsten Tochter ein, die noch, unter den Schwestern die erträglichste ist, und ich habe es bei ihr in kurzer Zeit, gewiß sehr weit gebracht. Da hatte sich aber der Vater losgemacht, und rückte mir gleich so impertinent auf den Leib, daß ich gar keine Ausflucht behielt.

Zekko. Indessen brachte ich Ihr Geschenk bei Rosalinden an —

Francesko. Sie nahm's an?

Zekko. Sie nahm's an, konnte mir aber nicht ein Wort sagen, weil der Lärm mit Pietro losgieng und sich auf uns losdrängte.

Pietro. Aber Melinde, die Färberstochter, ersah doch die Gelegenheit, und lispelte

mir zu, um welche Stunde sie bei der Johannes-Evangelisten-Kirche seyn würde. — Ich werde mich dort einfinden, und es müßte nicht gut seyn, wenn ich sie nicht mit hieher sollte bringen können.

Zekko. Ihr Geld gebe ich Ihnen zurück. Der Kerl verdient keine Lire. — Es ist nichts mit ihm anzufangen.

Francesko. Antonio Foskarini hat bessere Bedienung als ich.

Zekko. Wie das?

Francesko. Er geht öffentlich bei dem Färber aus und ein.

Zekko. Pest und alle Wetter! und das wüßte ich nicht?

Francesko. Weil du ein Dummkopf bist.

Zekko. Das bin ich nicht; aber ich weiß kein Wort davon, daß er sich in des Färbers Haus genistet hat.

Francesko. Geh mir aus den Augen! Und wenn du mich wieder sprechen willst, so mußt du mit Rosalinden von mir gesprochen haben, oder mir sagen können, warum Foskarini den Färber besucht.

Zekko. Ein elender Kerl will ich seyn; meinen Gehalt sollen Sie mir entziehen; ich will der Spott aller Gassenbuben werden, wenn ich Ihnen nicht bald Nachrichten bringe, wie Sie welche hören wollen. (geht fort)

Pietro. Ich bringe Melinden gewiß hieher.

Francesko. Ehe das nicht geschieht, brauchst du dich nicht wieder sehen zu lassen.

Pietro. Merken Sie auf, was geschehen soll!

Francesko. Geh! — Ich werde schlecht bedient.

(Pietro verläßt ärgerlich das Zimmer.)

XIX.

Gegen Abend.

Pietro. Signor! Ich habe Melinden gesprochen. — Sie gieng nicht mit hieher. — Sie fragte mich: ob ich redliche Absichten hätte? — Ja, sagte ich. — Ich soll bei ihrem Vater um sie anhalten, und dann will sie mit

in unser Haus gehen. — Soll ich das thun? Soll ich mich mit der — — Sie sollten sie nur sehen! — (desperat) Soll ich sie heurathen?

Francesko. (gelassen) Gieb mir das Buch, das auf dem Marmortische liegt, und besorg Licht.

Pietro. (holt und giebt ihm das Buch) Sie klagen über schlechte Bedienung. — — Soll ich das Katzengesicht heurathen?

Francesko. Besorg Licht!

Pietro. Soll ich sie zur Frau nehmen?

Francesko. Ich rathe keinem Menschen, der sich verheurathen will. Das ist ein Grundsatz von mir.

Pietro. Aber — Sie zürnen auf mich! und —

Francesko. Ach nein! — Geh nur!

(Pietro schleicht fort.)

XX.

A b e n d.

Pietro. Signor! — Ein verlarvter Mensch wünscht Sie zu sprechen.

Francesko. Will er sich nicht nennen?

Pietro. Durchaus nicht. — Sie nehmen ihn doch nicht an?

Francesko. Gieb mir mein Stilet, und leg mir meine Pistolen unter das Kopfküssen. — Ich will ihn sprechen. — Du bleibst im Vorzimmer.

(Pietro thut, was Francesko befohlen hat, und geht aus dem Zimmer. — Bald darauf führt er den Verlarvten herein, der sich in einen rothen Mantel gewickelt hat.)

Francesko. Signor! Sie treffen mich —

Der Verlarvte. Wir können doch allein seyn?

Francesko. O ja!

(Pietro verläßt das Zimmer.)

Francesko. Wollen Sie sich nicht setzen?

Der Verlarvte. (sieht sich mißtrauisch um) Wir sind doch wirklich allein?

Francesko. (verlegen) Gewiß!

Der Verlarvte. Ich verlange Ihr Ehrenwort.

Francesko. Ich gebe es Ihnen. — Wir sind hier auf Ehre allein in diesem Zimmer.

Der Verlarvte. (scheint sich dennoch über etwas zu bedenken) Sie werden —

Francesko. Sie können argwöhnisch seyn? — Bin ich es doch nicht, und ich hätte —

Der Verlarvte. Sie hätten Ursache argwöhnisch zu seyn. Das fühle ich! — Aber, hier ist mein Certifikat. (reicht ihm eine Kapsel) Sie werden es giltig finden.

Francesko. (macht die Kapsel auf) Wie? (erstaunt) Mein Bild, das ich —

Der Verlarvte. Das Sie diesen Morgen dem bekannten Rosenmädchen schickten. — Warum thaten Sie das?

Francesko. (nach einer Pause) Wer Rechnung von meinen Handlungen fordert, muß genauer mit mir bekannt seyn, als Sie es unter dieser Larve werden können.

Der Verlarvte. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich, an Ihrer Stelle, selbst so geantwortet haben würde. — Haben Sie aber die Güte, und sagen Sie mir aufrichtig: warum schickten Sie Rosalinden Ihr Portrait? — Es hängt von Frage und Antwort etwas Wichtiges ab.

Francesko. Nun dann! ich bin gefällig — Ich schickte Rosalinden mein Portrait, weil ich sie schätze.

Der Verlarvte. Gut! — Mit dieser Antwort bin ich zufrieden. — Nun soll Rosalinde das Portrait aufbewahren, Sie an diese Versicherung gelegentlich zu erinnern. Geben Sie mir es wieder. (nimmt es) — Befehlen Sie Ihren Leuten, keinen Menschen vorzulassen, so lange ich hier bin. (geht im Zimmer auf und ab)

Francesko. (unentschlossen) Mein Herr! ich —

Der Verlarvte. Verbannen Sie alles Mißtrauen.

Francesko. (schellt) Pietro!

Pietro. (tritt schnell ein) Signor?

Francesko. Kein Mensch — mein bester Freund nicht — kann mich sprechen, so lange dieser Herr bei mir ist.

Pietro. Sehr wohl! (geht fort)

Francesko. Und nun? —

Der Verlarvte. Und nun, wollen Sie wissen, wer ich bin?

Francesko. Wenn es seyn kann.

Der Verlarvte. Erschrecken Sie nicht! (nimmt die Larve ab) Kennen Sie mich?

Francesko. Rosalinde? — Darf ich meinen Augen trauen? — Rosalinde?

Rosalinde. Ja, ich bin es, guter Francesko! (wirft den Mantel ab, und nimmt ihn bei der Hand) Ich bin es.

Francesko. Wie glücklich macht mich diese Erscheinung!

Rosalinde. (rückt einen Stuhl an das Bette und setzt sich darauf) Sie sind dennoch erschrocken; gestehen Sie es nur!

Francesko. Ich kann's nicht läugnen; aber —

Rosalinde. Fassen Sie sich.

Francesko. (küßt ihr die Hand) Rosalinde! — Gutes, liebes Mädchen! Diese schöne Hand und Ihr liebes Herz —

Rosalinde. Was werden Sie, von mir und von dem Schritte, den ich gethan habe, denken?

Francesko. Daß ihn kein gewöhnliches Geschöpf gethan hat, und daß Sie sehr gütig sind.

Rosalinde. Rechtfertigen Sie die gute Meinung, die ich von Ihnen, das Zutrauen, das ich zu Ihrer Rechtschaffenheit habe, durch Ihr Betragen gegen mich.

Francesko. Sie sollen mich Ihres Anblicks berauben, wenn ich es nicht verdiene.

Rosalinde. (nachdenkend) Ich bin aber doch wahrlich! ein sehr leichtsinniges Geschöpf. Was Sie nicht ungern sehen, kann ich mir selbst nicht leicht vergeben.

Francesko. Rosalinde! würdigen Sie mich Ihres Zutrauens. Sie sind kein gemeines, kein gewöhnliches Blumenmädchen.

Rosalinde. Ach Gott! wie weit kann es oft mit dem Menschen kommen. — Das ge-

stehe ich Ihnen, ich verkaufe in Venedig, zum erstenmal in meinem Leben, Blumen.

Francesko. Schöne Rosalinde! wenn ich Ihnen in irgend etwas —

Rosalinde. Ich verstehe Sie!

Francesko. Alles was ich habe, Blut, Leben — und wenn Sie es annehmen können, — auch mein Herz —

Rosalinde. Nicht weiter! — So, verlange ich Sie nicht sprechen zu hören.

Francesko. Mich nicht, aber — — Foskarini doch?

Rosalinde. Sie irren sich.

Francesko. Sie kennen ihn ja.

Rosalinde. Ja. — Deshalb werde ich auch des Färbers Haus verlassen. — Ich sage, ich verlasse Venedig, und ich muß das auch thun, wenn ich Ihr Zutrauen nicht gewinnen kann.

Francesko. Ich verstehe Sie nicht.

Rosalinde. Ich werde in einen andern Theil der Stadt einmiethen und eingezogen leben, ohne wieder eine Blume zu verkaufen; aber ich bin hier ganz fremd — und deshalb

darf

darf ich mich doch wohl nach einen Bekannten umsehen? — Wollen Sie dieser, eine Art von Beschützer zugleich, seyn, so erwarten Sie weitere Nachrichten von mir, so bald ich allein wohne und dem Hause des Färbers, und Foskarini's Zudringlichkeit entronnen bin. — Sie haben Familie, Ansehen, Adel, Verbindungen; wollen Sie das alles —

Francesko. Ihr Freund, edle Fremde!

Rosalinde. Ich verlasse mich darauf.

Francesko. Das können Sie. — Und Foskarini darf also —

Rosalinde. Ueber ihn, mehr, wenn wir uns länger kennen.

Francesko. Noch eine Frage: Ist Curzula oder Mailand Ihr Vaterland?

Rosalinde. Auch das sollen Sie mit der Zeit erfahren. — Erwarten Sie mich bis übermorgen, hier wieder, und gehen Sie indessen nicht aus dem Hause.

Francesko. Gewiß nicht.

Rosalinde. Auch nicht zu Kamillen, nicht zu Dianoren, und nicht in's Justinen-Kloster. — Sie sehen, ich weiß, wohin Sie gern

gehen. Aber Sie giengen auch einmal gern zu einer gewissen Olimpia Giustiniani, die — Doch, davon genug! — Wir sehen uns wieder. Gute Nacht!

Francesko. Lassen Sie mir kein Andenken zurück.

Rosalinde. Ein Andenken? — Wollen Sie eins haben?

Francesko. Ich bitte darum.

Rosalinde. Geben Sie mir — (ergreift seinen Arm) — Haben Sie nicht ein Mahl auf diesem Arme?

Francesko. Nein.

Rosalinde. Gewiß nicht?

Francesko. Nein.

Rosalinde. Ich bin nicht leichtgläubig. Zeigen Sie mir den Arm.

Francesko. (streift den Aermel hinauf) Sehen Sie hier ein Mahl?

Rosalinde. Wenn kein's da ist, so will ich Ihnen eins machen. (zieht schnell einen Dolch hervor, und ritzt ihn den Arm auf) Wenigstens eine Narbe! — Gute Nacht! (verläßt schnell das Zimmer)

Fran-

Francesko. Was ist das? (greift nach der Schelle) Wie sonderbar!

Rosalinde. (kömmt zurück) Können Sie mir verzeihen?

Francesko. O Rosalinde!

Rosalinde. Es war sehr unüberlegt von mir! — (reicht ihm ihren Arm) Rächen Sie sich.

Francesko. (küßt den Arm heftig) So, räche ich mich.

Rosalinde. (zieht ein Tuch hervor, und verbindet ihn den Arm) Auf die Narbe, bleibe ich Ihnen einen Kuß schuldig, und für das blutige Andenken, bleiben Sie mir schuldig, was Sie wollen. Böse war's nicht gemeint, aber Unbesonnenheit war's von mir, Ihnen unnöthige Schmerzen zu verursachen. — Ich bin nun so! Wenn Sie mich näher kennen lernen werden, werden Sie mich oft abscheulich finden. Aber, ich komme gleich wieder zu mir. — Gute Nacht! (geht schnell fort)

Francesko. (nach einer nachdenkenden Pause) Was soll ich von dieser Szene denken? — (schellt) Pietro! Ist der Fremde fort?

Pietro. Er ist fort.

Francesko. War indessen jemand hier?

Pietro. Ein Bote aus dem Justinen-Kloster mit diesem Briefe. (giebt ihm den Brief) Er will morgen früh Antwort abholen.

Francesko. (spielt mit dem Briefe) Gut! — Ich habe mich unvorsichtig mit meinem Stilet in den Arm geritzt — Es ist ein wenig derb gekommen —

Pietro. (sieht ihn mit großen Augen, mißtrauisch an) Wirklich?

Francesko. (auffahrend) Glaubst du es etwa nicht?

Pietro. Ach ja!

Francesko. Sebastiano mag nach Wundsalbe gehen —

Pietro. Haben Sie Schmerzen?

Francesko. Ja.

Pietro. (nimmt die Pistolen unter seinem Kopfküssen hervor, und hängt sie an die Wand) Unglück ist leicht geschehen, ehe man es denkt! (nimmt das Stilet weg) Das verdammte Ding!

Francesko. (lächelt) Ja wohl!

Pietro. Wie steht's denn mit Melinden?

Fran-

Francesko. Sie kann ganz aus dem Spiele bleiben. Ich gebe das Rosenmädchen auf. Ich habe Nachrichten eingezogen, die — Ich überlasse sie ihrem Schicksal, und den Färber, — schenke ich dir.

Pietro. Ich bin kein Freund von grobem Fleische.

Francesko. Klopf's weich. — Schaff Salbe!

Pietro. (springt fort) Gleich!

Francesko. (öffnet und liest den Brief) Ach! Schwester Klärchens sanfte Nonnenseufzer. — — Ich soll nicht zu ihr gehen, forderte Rosalinde. — Aber, woher kann sie nur wissen, daß meine Liebe bis hinter die Klostergitter dringt? (liest) O! du liebes schmelzendes Lämmchen! — So zärtlich wie von dir, bin ich noch von keinem Weibe geliebt worden!

Pietro. (bringt Salbe) Sebastiano hält immer auf Vorrath. Der hat auch das Unglück sich in alles zu ritzen, was scharf ist.

(Francesko's Wunde wird gesalbt und verbunden.)

Pietro. Hören Sie! — Da ist ein M. in den Zipfel des Tuchs genäht. Es ist kein's von Ihren Schnupftüchern, denn —

Francesko. Nimm eins von meinen Tüchern, und dieses, leg dort in mein Pult.

Pietro. Ungewaschen?

Francesko. Wie es ist.

Pietro. (sieht ihn an) Signor! Ist das —

Francesko. Ohne Frage! Du thust, was ich dir befehle.

Pietro. (thut es) Ich meinte nur —

Francesko. Ich meine, der Färber hatte dich derb gepackt.

Pietro. Der Kerl hat wahre Bärentatzen. — Still! es ist jemand im Vorzimmer. (öffnet die Thür) Wer ist da?

XXI.

Zekko. (tritt ein) Gut-Freund.

Pietro. Ach Zekko!

Francesko. Was giebt's Wichtiges?

Zekko. Daß mich etwas Wichtiges herführt, können Sie leicht denken. — Mit Einem

nem Worte, und ganz kurz zu sagen: Rosalinde ist fort.

Pietro. Fort? — Aus dem Färbershause fort?

Zekko. Fort. — 's ist ein Mordlärm in dem Hause. — Der Packan tobt wie toll herum. — Ich schlich mich in's Haus. Ich hörte alles mit an. — Mit Sack und Pack ist sie fort, und das Volk weiß nicht wohin.

Francesko. Wie? wenn sie etwa gar Foskarini entführt hätte? — Etwa, mit ihrem Willen.

Zekko. Das wär ein verdammter Streich!

Francesko. So etwas solltest du nun ganz ausführlich wissen, wenn du dein Handwerk rechtschaffen gelernt hättest.

Zekko. Den Teufel auch! In der Hexerei bin ich nicht erfahren.

Francesko. Du hast elende Verbindungen!

Zekko. Meine Verbindungen sind gut. Aber, das Färberhaus ist eine verwünschte Baracke.

Francesko. Wenn du etwas Kluges thun willst, so suchst du jetzt auszuwittern, wo Foskarini steckt. Ist er nicht in einem seiner gewöhnlichen Zirkel, so ist er sicher bei Rosalinden. Nun suche auszuspühren, wo diese sitzt.

Zekko. Sie ist sicher nicht mehr in Venedig.

Francesko. Das mußt du zuverläßig erfahren können, sonst taugt deine Spürkraft keine faule Feige.

Zekko. Wir wollen sehen!

Francesko. Noch einen Augenblick Gedult! — Pietro! Schreibezeug und Papier. — (schreibt ein paar Zeilen) Gesiegelt.

(Pietro siegelt das Brieschen.)

Francesko. (giebt das Brieschen Zekko) Hier Zekko! Morgen mit dem Frühsten dieses Billet an Schwester Klaren in's Justinen-Kloster. Ist es aber diesen Abend noch anzubringen, desto besser.

Zekko. O ja! — Jetzt speisen sie noch im Kloster.

Francesko. Ei! was du alles weißt!

Zekko. Spotten Sie nur nicht! — Es sollen Zeiten kommen, wo Sie sagen sollen: Bravo Zekko! Du bist ein pfiffichter Kerl!

Francesko. Das wollen wir hoffen! — Noch eins! Gelegentlich, wünschte ich Nachricht von Dianorens Befinden und Unterhaltung zu erhalten. Und, höre doch, was von Alessandro's Umgang mit einer gewissen Römerin, zu erfahren ist.

Zekko. Gut! — Noch etwas?

Francesko. Nichts, als einen guten Abend an Rosalinden, wenn du sie sprichst.

Zekko. Gute Nacht! (geht fort)

Francesko. Pietro! ich habe Appetit.

Pietro. Dem Himmel sey Dank! endlich wieder.

XXII.

Vor dem Klaren-Kloster.

Morosini. (auf der untersten Stufe der Treppe vor dem Kloster nach dem Kanal zu, und im Begriff in eine Gondel zu steigen, sieht hinter sich) Ha! (springt die Treppe wieder hinauf) Guten Morgen, Foskarini! —

Foskarini. Du warst im Begriff in die Gondel zu steigen; laß dich nicht abhalten.

Morosini. Ich habe keine große Eil. — Warum kamst du gestern Abend nicht in unser Kränzchen?

Foskarini. Ein unvermutheter Besuch — Und dann, — ich hatte einige Briefe zu schreiben, die —

Morosini. Du hast ja Konnexionen in Mailand. (ihn fixirend) Es soll dort unruhig werden, sagt man.

Foskarini. Warum unruhig?

Morosini. Kriegszurüstungen.

Foskarini. Um politische Händel bekümmere ich mich nicht.

Morosini. Ich auch weiter nicht. Aber man spricht doch überall davon, und —

Foskarini. Du bist gebeten, wenn du mich diesen Abend besuchen willst. Ich feiere meinen Geburtstag mit wenigen, aber mit guten, (mit Ausdruck) mit ausgezeichneten Freunden.

Morosini. (betroffen) Du bist sehr gütig! — Schade, daß Gritti fehlen wird! —

Fos=

Foskarini. Wir müssen darauf denken, seinen ersten Ausgang zu feiern, wenn es wieder dazu kömmt.

Morosini. Wahrhaftig! — Ha! Priuli.

Priuli. (kömmt auf sie zu) Guten Morgen! — Wißt ihr, daß so eben ein Staatsbote nach Mailand abgeschickt worden ist?

Morosini. Wirklich?

Foskarini. Freunde! Gott befohlen! (geht fort)

Morosini. Wohin soll's gehen?

Priuli. Zu einer Parthie, auf's liebe Ungefähr.

Morosini. Komm mit mir.

Priuli. Wohin?

Morosini. Zu Benrenuto, wo wir willkommen seyn werden. — Hast du Foskarini bei deiner Nachricht von dem Staatsboten beobachtet?

Priuli. Nein.

Morosini. Ich, desto besser. — Komm!

(Sie steigen in die Gondel und fahren fort.)

XXIII.

In Francesko's Wohnung.

Zimmer.

Francesko. (auf und abgehend) Schon ein Tag über die bestimmte Zeit, und Rosalinde läßt nichts von sich hören? — Sollte sie —? — Nein! — Ob ich ausgehe? — Nein! ich will heute noch im Hause bleiben und den Abend erwarten.

Morosini. (tritt ein) Ach! endlich doch wieder außerhalb dem Bette!

Francesko. (finster) Warum schickst du mir den Kapitain Rioli mit einer Schuldforderung in deinen Namen an mich, über den Hals?

Morosini. Das war's eben, worüber ich mit dir reden wollte. Er ist jetzt befriediget. Damals, konnte ich mir bei Gott! auf keine andere Art helfen, ihn los zu werden. — Verzeih! — Du hättest ihm aber auch das Geld geben können.

Francesko. Bewahre!

Morosini Wir haben bei Foskarini's Geburtstagsfeier deine Gesundheit getrunken. — Es waren wenige, aber wie er selbst sagte, auserlesene Freunde beisammen. Wir haben einen sehr frohen Abend verlebt. Schade, daß du nicht dabei warst!

Francesko. Ich höre und sehe nichts von Foskarini. Wie lebt er?

Morosini. Ich will nicht ehrlich seyn! wenn er nicht etwas Heimliches hat. Er ist so verstimmt, so nachdenkend — Ich weiß gar nicht, wie ich das deuten soll. Unter uns frohsinnigen Purschen wandelt er wie ein kontemplativer Klausener umher.

Priuli. (kömmt) Ich grüße euch zierlich, und freue mich herzlich, dich, lieber Francesko! wieder wohlauf, frisch und gesund zu sehen. Auch habe ich dir das Bedauern meiner Kousine mit deinem Zustande, notifiziren sollen.

Francesko. Ich danke herzlich! — Wie lebt sie?

Priuli. Wie ein gutes, frohsinniges Geschöpf zu leben pflegt. Du kennst sie ja. — Garibaldo wird gleich auch hier seyn.

Fran-

Francesko. Er wird mir willkommen seyn. — Wollt ihr bei mir frühstücken? Ohne Umstände!

Priuli. Die machen wir auch nicht. — Gieb her, was du hast. Wir wollen ein paar Stunden bei dir verplaudern. Unsere Aufwartungsstunde bei meinem Onkel, dem Doge, ist überstanden, und wir können bei dir bleiben, so lange du uns haben willst.

Francesko. Je länger, je lieber. — Pietro!

Pietro. (kömmt) Was befehlen Sie?

Francesko. Ein gesellschaftliches Frühstück.

Pietro. Von welcher Nummer?

Francesko. Nummer zwei.

(Pietro geht fort.)

Priuli. Der Teufel! Deine Frühstücke haben Nummern?

Francesko. Das ist bei mir so mit allen dergleichen Angelegenheiten, eingeführt. Es bedarf nun keiner Weitläuftigkeit in Befehlen, und meine Leute wissen alles mit ein paar Worten, was sie zu thun und zu besorgen

haben.

haben. Meine Zimmer haben Namen, meine Traktamente haben Nummern.

Priuli. Diese Methode gefällt mir. Ich muß das meinem Onkel mittheilen. Beiher gesagt, er hält viel auf dich. Nur klagt er, daß du dich so selten machst.

Francesko. Seine Stunden gehören dem Staate. Ich weiß mich zu bescheiden.

Priuli. Meine ganze Familie klagt über deine Bescheidenheit. — Ich dächte doch, du wärst bei uns aufgehoben.

Garibaldo. (kömmt) Da seyd ihr ja!

Priuli. Du bist gemeldet.

Francesko. Und willkommen! (giebt ihm die Hand) Leg' ab!

Garibaldo. Ich bin seelenvergnügt dich wieder wohl auf zu sehen. Es fehlt allen unsern Zirkeln, in denen du vermißt wirst, das, was den Speisen fehlt, wenn der Koch dabei nicht in das Salzfaß gegriffen hat.

Morosini. Sonderbar genug, aber wahr gesagt!

Francesko. Ihr scherzt.

Garibaldo. Glaube das nicht.

(Pietro kömmt und besetzt den Tisch mit Wein, kalten Speisen, Gebackenen rc.)

Garibaldo. (lüstern) Wetter! Ich glaube gar —

Morosini. (gierig) Wir sind zu einem trefflichen Frühstück geladen.

(Sie setzen sich um den Tisch.)

Francesko. (schenkt ein) Nun Freunde! Was wir lieben!

Alle. (stoßen an und trinken) Was wir lieben!

Garibaldo. Was liebst du denn jetzt, Francesko?

Francesko. Alles, was schön ist. —

Garibaldo. Ich mag nicht jede deiner Liebschaften mit einem vollen Becher zelebriren! Ich würde schön nach Hause wanken müssen.

Francesko. So arg ist's nicht!

Priuli. Daß das Rosenmädchen entwischt ist, ehe du wieder in's Publikum kamst.

Francesko. Ist sie fort?

Morosini. Bei Nacht und Nebel. Der Teufel weiß, wo sie hingekommen ist.

(Sie essen und trinken.)

Priuli. Ich glaube immer, der Schalk Foskarini hat sie transportirt.

Francesko. Kannte er sie?

Priuli. Gewiß genauer als wir. Wer weiß, ob nicht das Donzellchen gar — — Doch wozu unerwiesene Muthmasungen?

Morosini. Der Färber, wo die Rosenschöne kampirte, ist ein suspekter Kerl.

Priuli. Das ist er. — Er wird auch beobachtet.

Morosini. Ist er schon angeschrieben?

Priuli. Sorgfältig. — Er mag sich hüten. — Wenn nur Foskarini keine Bekanntschaft mit ihm hätte! Er wird wahrlich verdächtig!

Morosini. Man sollte es ihm zu verstehen geben. — Jetzt ist's kein Spas. Die politische Aufmerksamkeit ist eine argwöhnische Schöne des Staats.

Priuli. Ich kann sie nicht darum verdenken.

Garibaldo. In Mailand soll's ja gewiß sehr kriegerisch aussehen?

Morosini. Man will von dortaus, geheime Korrespondenz hieher vermuthen. — Ich schreibe jetzt keine Zeile außer Land.

Garibaldo. Seit geraumer Zeit schreibe ich gar keine andern Briefe mehr, als etwa Rendezvous-Bestellungen.

Francesko. Du bist ein lockerer Zeisig!

Garibaldo. Wir haben schon längst Brüderschaft gemacht.

Francesko. Ich bin jetzt auf dem Wege zur Besserung.

Garibaldo. Wetter!

Priuli. Was wird Kamilla dazu sagen?

Morosini. Glaubt ihm doch nicht!

Priuli. Wenn er sich nun bekehren will. (lacht) Laßt ihn doch!

Alle. (lachen) Ja, ja!

Francesko. Vergeßt nicht zu trinken. — Glaubt ihr, ich könnte nicht zum zweitenmal auftragen lassen?

Garibaldo. Gewiß nicht! oder wir müßten dich schlecht kennen. Bei dir wohnt die Gastfreiheit im schönsten Stockwerk.

Francesko. Du bist bei Laune!

Garibaldo. Weil ich bei dir bin. (trinkt) Dein Wein ist herrlich!

Pietro. (kömmt) Ein Fremder aus Parma wünscht —

Francesko. (betroffen) Aus Parma?

Garibaldo. Hm! — Aus Parma?

Francesko. (gefaßt) Laß ihn eintreten.

(Pietro geht fort.)

Garibaldo. Wer mag der Hecht aus Parma seyn?

Lorenzo. (tritt ein) Signor Francesko Gritti?

Francesko. (steht auf, und geht ihm höflich entgegen) Der bin ich. (setzt einen Stuhl) Worinne kann ich —

Lorenzo. Sie haben Gesellschaft und — — Habe ich nicht das Vergnügen gehabt, diese Herrn heute im Vorzimmer des Doge zu sprechen?

Morosini. Aha! Ganz richtig.

Priuli. Sie hatten Audienz?

Lorenzo. Ich komme so eben aus derselben.

Garibaldo. Sie kommen von Parma?

Lorenzo. Ich bin dort als Kapitain in Diensten des Herzogs. — Die Herrn sind —

Francesko. Es sind meine Freunde.

Lorenzo. Sonst müßte ich bitten —

Francesko. Geniren Sie sich keinen Augenblick. — Darf ich um Ihren Namen bitten?

Lorenzo. Lorenzo Sanseverо.

Francesko. (beklommen) Sansevero?

Lorenzo. Der Bruder der Unglücklichen Olimpia Giustiniani, deren Schicksal —

Morosini. In der That, wir sind —

Francesko. (verlegen) Pietro! — Noch einen Becher!

(sagt ihm etwas in's Ohr, ehe er geht.)

Lorenzo. Ja! es ist traurig!

Morosini. Gewiß! sehr traurig!

(Sebastiano setzt einen Becher auf den Tisch, und geht wieder.)

Francesko. (schenkt ein) Der Herr Kapitain finden uns eben bei dem Frühstück!

Lorenzo. Ich finde, daß mich meine Schwester zum Erben eingesetzt hat; und werde viel zu bezahlen haben. Sie hat mir ihre Umstände nie entdeckt. Es wär gewiß besser gewesen, sie wär nach Parma zurückgegangen, da ihr Gemal gestorben war! — Sie hat sich aber Hoffnung gemacht, hier — — (giebt Francesko einen Brief) Dies hat sie geschrieben, ehe sie ihren schrecklichen Vorsatz zur Wirklichkeit brachte. Lesen Sie! — Es hat mich sehr erschüttert. Und wenn Sie — (greift nach dem Becher) Verzeihen Sie! Ich habe mit dem Herrn Doge viel gesprochen. (trinkt) Ein sehr ehrenwerther Herr!

Priuli. Mein Oheim! —

Lorenzo. Ein vortrefflicher Mann! Gerecht, ehrliebend und herablassend.

Francesko. (hat indessen gelesen) Herr Kapitain — (giebt ihm die Schrift zurück) Die Wahrheit liegt auch hier, wie allenthalben, mitten inne.

Lorenzo. (nimmt die Schrift) Der Herr Doge (giebt ihm einen Brief) hat die Gnade gehabt, mir dieses an Sie mit zu geben.

Francesko. (nimmt den Brief mit einem Komplimente an, erbricht und liest ihn) Was befiehlt er?

Lorenzo. Sie werden es lesen. (schenkt sich ein) Sie vergeben! aber — wie gesagt! — meine lange Unterredung im Pallast — (trinkt) Ich bin —

Priuli. Sie werden den Wein vortrefflich finden? — Alles bei unserm Freunde, ist vortrefflich.

Garibaldo. Vortrefflich und ausgezeichnet!

Morosini. Delikat und splendit!

Francesko. (hat gelesen) Sie glauben sich durch die Aufforderung Ihrer verstorbenen Schwester berechtigt, in ihrem Namen, Genugthuung von mir zu fordern? Sie haben mich noch nicht gehört. — Aber ich bin bereit, Ihnen jede ehrenvolle Genugthuung zu geben, die Sie, als Mann von Ehre, von mir fordern können.

(Alessandro ist hereingetreten und hat Francesko's Erklärung gehört.)

Francesko. (bemerkt ihn, und giebt ihm den Brief des Doge) Dies erkläre ich hiermit, in Gegenwart dieser Herrn.

(Stillschweigendes Komplimentiren mit Alessandro.)

Lorenzo. Dieser Herr —

Francesko. Mein vorzüglicher Freund!

Lorenzo. Ihre Erklärung muß mich freilich befriedigen. Aber ich füge meiner Annahme derselben noch die Bitte bei: Haben Sie die Güte, im Fall ich bleiben sollte, die hin-

terlassenen Schulden meiner Schwester zu berichtigen.

Alessandro. Sonderbar!

Lorenzo. Wie, mein Herr?

Alessandro. Sonderbar finde ich Ihre sogenannte Bitte. — Wir alle, wie wir hier sind, wissen, wie viel schon bei ihrem Leben Ihre Schwester unserm Freunde gekostet hat.

Lorenzo. (fährt auf) Herr! — Gekostet hat?

Alessandro. Francesko! und Sie, meine Herrn! rede ich die Wahrheit, oder nicht? — Daß Francesko schweigt, ist Delikatesse. Aber, warum schweigen Sie, meine Herrn? —

Priuli. Wir kennen die Privatverhältnisse dieser Liaison nicht, glaube ich. Ich wenigstens, bin davon nicht im geringsten informirt.

Alessandro. Sie sind der Neffe des Doge, dies schützt sie für einer Antwort.

Priuli. Was wollen Sie denn damit sagen?

Alessandro. Sehen Sie das nicht selbst ein?

Morosini. Man sagte freilich, Olimpia habe ohne Francesko's Unterstützung nicht wohl —

Garibaldo. Ja, man sprach davon.

Lorenzo. Sie haben nichts in dieser Sache zu reden!

Alessandro. Und doch! — Das hören Sie ja. — Sie fordern Genugthuung. Francesko will nicht einmal seine Einwendungen vorbringen. Er verspricht, und wird sie Ihnen geben. Aber die angehängte Bitte wird und soll er nicht eingehen. Fallen Sie, so sind mit Ihrem Tode die Schulden ihrer Schwester bezahlt. Warum machte Ihre Schwester, hatte sie Forderungen an Francesko, dieselben nicht bei ihrem Leben geltend?

Lorenzo. Signor Francesko! brauchen Sie einen Vormund?

Francesko. Gewiß nicht, wenn wir gegen einander stehen. Das sollen Sie wohl erfahren. — Mein Freund hat Recht. — Indessen,

dessen, ich mache mich freiwillig anheischig, die Schulden Ihrer Schwester zu bezahlen, so wie ich es auch gethan haben würde, hätte sie lebend nur ein Wort von ihrer Lage fallen lassen. — Haben Sie Genugthuung von mir erhalten, so kehren Sie, über diesen Punkt beruhiget, nach Parma zurück. — Ich bin zwar krank gewesen, und bin erst seit gestern wieder auf den Beinen, indessen, um Sie hier nicht aufzuhalten — (greift nach den Degen) Dieses Zimmer ist geräumlich genug. Ziehen Sie!

Lorenzo. Auf Ihre Gefahr!

Francesko. Auf die Ihrige, eben so wohl.

(Beide ziehen die Degen und fechten. — Bei dem zweiten Gange wird Lorenzo desarmirt.)

Francesko. (legt den Degen hin) Ich begebe mich jeder Rache, und Sie, haben Genugthuung.

Lorenzo. (wirft den Degen in die Scheide) Meine Herrn! Sie sind alle Männer von Ehre, und sprechen von diesem Degengeklimper nicht. (will gehen)

Ales=

Alessandro. Ihr Leben ist Ihnen geschenkt worden, (tritt ihm in den Weg) und Sie sagen nicht einmal, daß Sie förmliche Genugthuung haben?

Lorenzo. (sieht ihn wild an) Habe ich das abgeläugnet?

Alessandro. Noch nicht erklärt. — Sie werden das nicht vergessen, ehe Sie gehen.

Lorenzo. (determinirt) Ich habe Genugthuung.

Francesko. Ich bitte darum, mir das Schuldenverzeichniß Ihrer Schwester zuzustellen.

Lorenzo. (sieht ihn an) Sie stehen als ihr Schuldner, oben an. (zieht Papiere hervor) Hier sind Ihre Briefe. Die von meiner Schwester, erbitte ich mir.

Francesko. (nimmt die Briefe) Ich hebe keine Damenbriefe auf.

Lorenzo. (lächelt) Sie sind — ein eleganter Mann! — Mit mir haben Sie sich verglichen.

glichen. Desarmiren Sie auch Ihr Gewissen, wenn Sie können. (geht fort)

(Eine starke Pause.)

Alessandro. Und warum sprachen Sie nicht, meine Herren, als ich Sie aufforderte?

Morosini. Ei, den Teufel auch! — Wußten wir denn, was du wußtest?

Alessandro. Das wußte die ganze Stadt. — Jetzt gehe ich zum Doge, Francesko! ehe mir und dir andere zuvor kommen. (geht fort)

Francesko. (weidet sich an ihrer Verlegenheit) Trinkt doch! — Ihr wußtet wohl, daß Lorenzo zu mir kommen würde?

Garibaldo. Bist du bei Sinnen?

Morosini. Wer würde sich danach sehnen, Zeuge einer solchen Szene zu seyn?

Priuli. Ja wohl! — Wer hätte denken können, daß es so abgehen würde? — Du warst krank, Lorenzo schnaubte Rache —

Garibaldo. Du hast von Glück zu sagen! — Aber bei Gott! Du führst die Klinge zum Entzücken!

Francesko. Und mein Wein ist auch gut. (trinkt) Trinkt doch!

Garibaldo. Auf den glücklichen Ausgang dieses Handels!

Alle. Ja, ja! (trinken)

Priuli. Was schrieb dir mein Onkel?

Francesko. Was ihm Lorenzo gesagt hatte.

Morosini. Ich bin froh, daß die Sache beigelegt ist!

Francesko. Glaubt ihr das?

Morosini. Hast du Argwohn?

(Pietro bringt, und giebt seinem Herrn einen Brief.)

Francesko. (liest) So? (zu Pietro) Ich würde Antwort geben. — Wein!

(Pietro geht.)

Garibaldo. Sollen wir uns berauschen?

Priuli. Ja! darauf, fängst du es an.

Morosini. Keinen Tropfen mehr!

Garibaldo. Im Zutrinken hat Freund Francesko etwas gethan. Im Trinken, in der Liebe, im Fechten, in der Artigkeit, und in allem was er thut, sich gleich.

Francesko. Keine Komplimente! Ich weiß ja doch, daß ihr es aufrichtig meint.

Morosini. Darauf kannst du dich verlassen. Hätte Lorenzo dich verwundet, bei Gott! er hätte es mit uns allen sollen zu thun haben.

Garibaldo. Zuverlässig!

Francesko. Davon, bin ich überzeugt.

(Sebastiano bringt und setzt Wein auf. — Pietro sagt seinem Herrn etwas in's Ohr.)

Francesko. Wie?

Pietro. Gewiß!

Francesko. Freunde! Des Rosenmädchens ehemaliger Wirth, der Färber, ist so eben nach dem Gefängniß der Staats-Inquisiten gebracht worden.

Garibaldo. Wetter!

Pietro. So eben haben sie den Grobian transportirt.

Priuli. Habe ich's doch gleich gedacht!

Pietro. Seine Frau und Töchter, haben Hausarrest.

Garibaldo. Element!

Morosini. Wenn nur Foskarini mit dem Kerl keinen Umgang gehabt hätte!

Garibaldo. Je nun! er wird das Rosenmädchen besucht haben.

Priuli. Wohin die nur gekommen seyn muß?

Francesko. Trinkt doch! (trinkt) Die Gesundheit aller hübschen Weiber und Mädchen!

Alle. (stoßen an und trinken) Sie sollen leben!

Sebastiano. Zwei Harfenmädchen sind da. Sie bringen dieses Briefchen mit.

Francesko. (öffnet es) Von Kamillen. — Die Mädchen sollen kommen.

Garibaldo. Das wird ein fröhliches Frühstück!

Francesko. (öffnet die Thür) Herein ihr schönen Sängerinnen! hier sind fröhliche Hörer.

(Die Mädchen treten ein.)

XXIV.

Gegen Abend.

Francesko. (geht auf und ab) Dennoch bin ich nicht ganz ohne Sorge! und wie könnte ich auch? Ich traue selbst diesen Glattzünglern nicht, die sich meine Freunde nennen. Schien es nicht deutlich am Tage zu liegen, daß sie um alles wußten, was Lorenzo vorhatte? — Hätte ich nicht nach Alessandro geschickt; wär er nicht gekommen — wer weiß zu welchem Schritt man mich gezwungen hätte.

Pietro. (kömmt) Ein Offizier von der Garde des Doge!

Francesko. (öffnet die Thür.) Ich bin erfreut —

Offizier. (lächelnd) Ich bringe Ihnen einen kleinen Hausarrest. — Der Doge läßt Ihnen sagen, Sie sollen, bis auf weitern Befehl, Ihr Haus unter keinerlei Vorwand verlassen.

Francesko. Ich habe dem Befehl Folge zu leisten! — Mein Herr, der Doge, befiehlt es; ich werde nicht aus dem Hause gehen. — Wache bekomme ich doch nicht?

Offizier. Ihr Ehrenwort ist dem Doge hinlängliche Wache. — Schlafen Sie recht wohl!

(Komplimente. — Der Offizier geht.)

Pietro. Zekko ist unten.

Francesko. Laß ihn herauf gehen, und besorg Licht. — Es wird finster in meinem Gefängniß.

(Pietro geht fort.)

XXV.

Francesko. Guten Abend Zekko! — Was giebt's Neues?

Zekko. Sie haben diesen Morgen Händel gehabt?

Francesko. So eben läßt mir der Doge Hausarrest ansagen.

Zekko. Wie?

Francesko. Das bleibt unter uns. Es scheint dieses eine Vorsichtsregel, entweder von dem Doge selbst, oder von Alessandro zu seyn, der bei ihm war. Man scheint etwas für mich zu fürchten. — Zekko! Du suchst Morosini, Priuli, oder Garibaldo anzutreffen, und sagst ihnen, ich würde zu Kamillen gehen. Verstehst du mich? — Du umschleichst Kamillens Haus bis gegen Morgen, und bemerkst, was vorgeht.

Zekko. Ich verstehe alles. — Ich traue dem Parmesaner selbst nicht! — Aber, verlassen Sie sich nur auf mich. — Wissen Sie schon, daß der Färber geschleppt worden ist?

Francesko. Ich habe es gehört. — Was meinst du, warum das geschehen ist?

Zekko. Er ist der Staats-Inquisition in die Hände gefallen; also muß er ein Staatsverbrechen begangen haben. Wer weiß, ob die Sache nicht einen Faden hat, der bis Mailand, wohl gar bis Neapel reicht.

Francesko. Uns, kann das nichts verschlagen. — Hast du noch nichts von Rosalinden erfahren?

Zekko. Nicht eine Silbe. Es ist, des Teufels! als wenn alles mit Zauberei zugienge!

Francesko. Sie muß fort seyn, aus Venedig.

Zekko. Das sage ich auch.

Francesko. Nun geh!

Zekko. Morgen mehr! (geht fort)

Sebastiano. (kömmt) Dieser Zettel lag vor der Hausthür.

Francesko. Versiegelt? — Ohne Aufschrift?

(Pietro bringt Lichter und geht mit Sebastiano fort.)

XXVI.

Francesko. Darf ich erbrechen, was vielleicht gar nicht für mich geschrieben wurde? — Hm! Der Zufall will's vielleicht so haben. (erbricht und liest) „Der Hahn kömmt zu Petern, die Schlüsseln abzuholen. Paul hat das Schwert noch in der Scheide. Um Mitternacht kräht der Hahn.“ — Das Blatt hat man gewiß ungern verloren. — (siegelt's wieder zu, und wirft es zum Fenster hinaus.) Vielleicht kömmt's doch noch an den rechten Mann. — Aber, diese Sprache? Sollte etwa gar etwas im Werke seyn, das — — der Färber — Foskarini? — Hm! — Und Rosalinde läßt auch nichts von sich hören? —

(Ein Verlarvter tritt schnell ein.)

Francesko. Wie? — Theuerste! sind Sie es?

Rosalinde. Ich bin es. — Schließen Sie die Thür ab. — Sie sind doch allein?

Francesko. Ganz allein.

Rosalinde. (wirft Mantel, Hut, Larve rc. ab) Da bin ich!

Francesko. (ergreift und küßt ihre Hand) Diese seelige Erscheinung kam einem Zweifler eben recht.

Rosalinde. Francesko! ich habe ihrem Edelmuth etwas anzuvertrauen, das mir das Wichtigste ist, was ich anzuvertrauen habe.

Francesko. Was ist das?

Rosalinde. Das bin ich selbst.

Francesko. Wie?

Rosalinde. Sie erschrecken?

Francesko. Mein frohes Erstaunen —

Rosalinde. Sie bewohnen dieses große Haus allein?

Francesko. Mit meinen Leuten, ganz allein.

Rosalinde. Auch von diesen, und wären sie noch so getreu, darf mich keins hier wissen.

Francesko. Seyn Sie unbesorgt. — In das Hinterhaus kömmt von uns allen keine Seele. — Mein Vater lebte gegen das Ende seiner Tage dort in zwei Zimmern, wie ein Einsiedler. Er hat sich mit Alchemie beschäftiget, und war von uns allen abgesondert. Die Zimmer sind noch meublirt. Um Mitternacht führe ich Sie dahin, und die Schlüsseln zu Ihrem Zufluchtsorte werden nur zwischen uns beide getheilt.

Rosalinde. Das ist recht schön! — Sie müssen vor alles sorgen. Ich bliebe hier, wie ich bin.

Francesko. Rosalinde! Sie machen mich glücklich!

Rosalinde. Das ist noch nicht entschieden. — Ich verlange Ihr Ehrenwort wegen Ihres Betragens gegen mich.

Francesko. Sie haben es.

Rosalinde. Ich höre Geräusch auf dem Saale!

Francesko. Treten Sie in's Nebenzimmer.

(Sie nimmt ein Licht, und geht in's Nebenzimmer.)

XXVII.

Francesko. (öffnet die Thür, und sieht in's Vorzimmer) Wer ist da?

Zekko. Ich bin es, Signor!

Francesko. (tritt zu ihm hinaus) Was giebt es?

Zekko. Ich traf auf Priuli, der von Giorgio kam. Ich sagte ihm, daß Sie bei Kamillen anzutreffen seyn würden, und er — schien sich darüber zu freuen. — Ich schlich ihm nach. Er eilte zu Morosini.

Francesko. Gut! — Jetzt beweiß, daß du dein Handwerk verstehst. — Merkst du Unrath, gilt etwas, das nicht edel ist, mir, so

so weißt du, was du zu thun hast, wenn du mir aufrichtig dienst.

Zekko. Ich will sterben, wenn das nicht der Fall ist!

Francesko. Aber, was du thust — mit Klugheit.

Zekko. Ich, mein Bruder, mein Schwager, mein Vetter, und noch ein guter Freund — Signor! Gott soll ein Wunder an mir thun! ehe einer von uns den andern etwa der Justiz in die Hände fallen läßt, — und er kann ihn auf keine andere Art retten, — so schießt er ihn, straf mich Gott! nieder. Und, wie es auch kommen mag, Ihr habt weder etwas zu befürchten, noch Verantwortung von unserm Betragen. Aber, wir wissen auch, daß ihr großmüthig denkt, und meine Kameraden —

Francesko. Es sind euerer Fünfe? — Hier sind zehn Zechinen, vertrinkt sie auf meine Gesundheit.

LB Coburg

Zekko. Alle Wetter! wie werden die Kerle jubeln. — Noch eins. Lassen Sie doch erst nach Mitternacht Ihr Haus schließen. Man kann nicht wissen —

Francesko. Sag meinen Leuten, es sey mein Befehl, munter zu bleiben, bis zwei Stunden nach Mitternacht.

Zekko. Bravo! — Signor! Sie sind so raisonabel, daß man Ihnen mit dem größten Vergnügen dient. (geht fort)

XXVIII.

Francesko. (geht in das Seitenzimmer zu Rosalinden) Wollen wir nun allein seyn?

Rosalinde. Wenn es möglich ist.

Francesko. Nur noch eine kleine Weile, und wir sind allein. (geht in das andere Zimmer zurück) Pietro! (schellt)

Pietro. (kömmt) Signor?

Francesko. Hat dir Zekko gesagt —

Pietro. Es soll geschehen.

Francesko. Besorge meinen Abendtisch. Ein wenig stark. Ich habe viel Appetit. Einige Bouteillen Wein! —

Priuli. (tritt ein) Guten Abend Freund!

Francesko. Wo kömmst du her?

Priuli. Ich wollte dich fragen: ob es dir nicht etwa gelegen wär —

Francesko. Auszugeben? — In einer Stunde, hoffe ich bei Kamilla zu seyn.

Priuli. Vortrefflich!

Francesko. (vertraut) Bin ich nicht dort, so bin ich bei Gianetten.

Priuli. Du Flattergeist!

(Indessen decken Pietro und Sebastiano den Tisch und tragen auf.)

Priuli. Willst du schon speisen?

Francesko. Damit ich desto früher ausgehen kann.

Priuli. Also — bei Kamillen, oder bei Gianetten, trift man dich?

Francesko. So, denke ich! —

Priuli. Schön! schön! — Darf man dich dort stöhren?

Francesko. O ja!

Priuli. O du großmüthiger Mensch! — Gott befohlen! (geht)

XXIX.

Francesko. Pietro! ich verschließe, um allein zu seyn, den Vorsaal. — Fällt etwas Wichtiges vor, ziehst du die Schelle. Aber nur bei einem wichtigen Vorfall. — Ich will allein seyn, und will — Briefe schreiben. — Alessandro und Zekko, werden eingelassen, wenn sie kommen sollten.

Pietro. Sehr wohl! (geht fort)

Francesko. (verschließt den Vorsaal, geht in's Zimmer zurück, und öffnet das Seitenzimmer) Darf ich Sie auf eine frugale Abendmalzeit bitten?

Rosalinde. (setzt sich an den Tisch) Sehen Sie, daß ich Ihr Anerbieten annehme?

Francesko. Sie müssen aber —

Rosalinde. Ich nehme alles so, wie ich es finde. — Wir sind doch also sicher allein zu bleiben?

Francesko. Sicher.

Rosalinde. Sehen Sie es ein, daß ich viel Zutrauen zu Ihrer Rechtschaffenheit habe?

Francesko. Ich weiß es zu schätzen!

Rosalinde. Lassen Sie mich nach Ihrer Armwunde fragen.

Francesko. Sie heilt. — Auf die Narbe, sind Sie mir einen Kuß schuldig geblieben.

Rosalinde. Ich bezahle. — Francesko! Sie können leicht glauben, daß ein Grund von Wichtigkeit mich angetrieben hat, den Schritt zu thun, den ich gethan habe. — Sie sollen alles erfahren. — Ich zittere für Foskarini.

Francesko. Man zittert für das, was man zu verlieren fürchtet.

Rosalinde. Nicht zu rasch geschlossen! — Foskarini ist kein Liebhaber, kein Verwandter von mir.

Francesko. Daß der Färber sich in den Händen der Staats-Inquisitoren befindet, wissen Sie schon?

Rosalinde. Ich habe es erfahren.

Francesko. Sollte er wirklich mit Foskarini —

Rosalinde. Sie waren Bekannte, ehe ich nach Venedig kam. — Francesko! Sie haben mich mit Speise und Trank erquickt, erlauben Sie mir, ein paar Stunden zu ruhen. Ich bedarf der Ruhe!

Francesko. (führt sie in's Nebenzimmer) Bedienen Sie sich der gewünschten Bequemlichkeit. — (verläßt dieses, und das andere Zimmer, geht in's Vorzimmer, und dort, auf und ab) Francesko! wagst du auch nichts, da du diese Unbekannte aufnimmst? Wie? wenn auch sie eine Staatsverbrecherin wär? — Sie? — Ach nein! — Aber ein Geheimniß hat sie doch. Desto besser! Bin ich Herr ihres Geheim-

heimnisses, bin ich auch Herr des schönsten Mädchens, das ich je sah! — Erkenntlich muß sie seyn, und ich — es kann nicht fehlen! — ich muß glücklich werden. (setzt sich an einen Tisch und liest) Ach! (schiebt das Buch weg) Wie könnte ich auch jetzt mit Aufmerksamkeit lesen?

(Es wird geschellt. — Francesko öffnet die Saalthür.)

XXX.

Alessandro. (tritt ein) Ist dein Haus ein Kloster geworden?

Francesko. Ich habe Hausarrest.

Alessandro. Verdanke ihn mir. — Ich eilte zum Doge, erzählte ihm den ganzen Handel von heute früh, und sah ihn unwillig werden. Ich äußerte Besorgnisse, und bat ihn, dir Hausarrest zu geben. Er meinte, das könne gut seyn. — Etwas ärgerlich sagte er: „Francesko Gritti ist ein so edelgeborner

und

und edler Jüngling, daß es mich in seine Seele verdrießt, daß er so lebt, wie er wirklich lebt. Er könnte dem Staate dienen, und bringt seine Zeit bei Weibern hin, vergeudet sein Geld mit Spielern und Tagedieben, unter die leider! auch mein unbändiger Neffe gehört. Diesen werde ich aber ehestens von hier wegschicken, und dann werde ich gegen die andern mit gerichtlicher Strenge verfahren. Sagen Sie Ihrem Freunde Francesko, er solle zu sich kommen, und eine andere Bahn betreten, als die ist, auf der er einher wandelt. Sein Vater war mein Freund. Er ist nicht mehr. Ich bin der Freund des Sohns." — Das sagte der alte, wackere Mann. Mir legte er auch ein paar Worte an's Herz, und ich versprach ihm, Dienste zu nehmen, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß die Republik gezwungen werden wird, die Waffen zu ergreiffen. (etwas heimlicher) Es ist Verrätherei, ein Einverständniß mit dem Feinde, im Staate. Man ist auf der Spur, und — Foskarini steht auf der Liste.

Francesko. Ist es möglich!

Alessandro. Das vermeinte Rosenmädchen steckt noch irgendwo in der Stadt. Man wird ihren Auffenthalt gewiß entdecken. Sie ist auf irgend eine Art mit in die Sache verwickelt. Das ist beinahe Gewißheit. Vielleicht war sie die Lockspeise an der Angel für Venedigs edle Jünglinge; vielleicht war Foskarini der Fischer.

Francesko. Ich glaube weder dieses, noch jenes. — Das Mädchen war zu unbedeutend, und Foskarini ist zu viel Mann, seine Geheimnisse mit Weibern zu theilen, zu wenig Mann, das Haupt einer Verschwörung seyn zu können.

Alessandro. Ich hoffe und wünsche, daß es so ist, ich fürchte aber, es ist nicht so. Was Foskarini am stärksten in Verdacht bringt, das ist, seine starke Korrespondenz nach Mailand und Neapel. Er schreibt an den Vicekönig, an den Gouverneur, und alles in Chiffern.

Francesko. Wie kann man das wissen?

Alessandro. Je nun! zum Besten des Staats, hat man einige seiner Briefe aufgefangen, entsiegelt —

Francesko. Das ist schändlich!

Alessandro. Was entschuldiget man nicht, wenn es zum Besten des Staats geschieht?

Francesko. Ich weiß das wohl! — Freund! ich sage dir, unsere republikanische Luft wird mir täglich mehr zuwider. Seit Ossuna's Wirken und Walten, erblickt der Senat allenthalben nur Verräther, und schändliche Spione bringen Unglück über die besten Menschen. Glaube mir, Foskarini ist unschuldig!

Alessandro. Ich glaube es selbst, aber der Schein ist gegen ihn.

Francesko. Willst du ihn nicht warnen?

Alessandro. Darauf kannst du dich verlassen! Ich werde es thun.

Francesko. Ob ich wohl einen Paß von Doge erhielt, zu — einer Reise?

Alessandro. Wie? Du willst Venedig verlassen? Jetzt verlassen? — Willst du dich auch verdächtig machen?

Francesko. Verdächtig? — Habe ich mich je um Staatshändel bekümmert? Wie kann ich verdächtig werden?

Alessandro. Was ist leichter möglich, als verdächtig zu werden? Weißt du das nicht eben so gut, wie ich es weiß? — Bleib in Ruhe, und erwarte den Ausgang der Sache.

Francesko. Soll ich Blut fließen sehen?

Alessandro. Das verhüte Gott! Dahin wird es doch wohl nicht kommen. (nachdenkend) Das wär schrecklich! — Vielleicht treffe ich Foskarini zu Hause an. Ich muß mit ihm sprechen.

Francesko. Sieh dich selbst vor!

Alessandro. Der Doge kennt mich und meine Gesinnungen. — Darauf, wage ich es. — Still! was ist das?

(Degengeklirr auf der Straße.)

Francesko. Pietro! Sebastiano! — Fackeln! — Hinaus, auf die Straße!

Alessandro. (wickelt den Mantel um den linken Arm und springt mit gezogenem Degen auf die Straße) Ich glaube Foskarini's Stimme zu hören!

Francesko. (reißt das Fenster auf) Pietro! — Dorthin mit den Fackeln!

Pietro. (von der Straße gegen das Fenster) Sie sind um die Ecke herum.

Alessandro. (von unten hinauf) Gute Nacht!

Francesko. (geht vom Fenster) Ob es Foskarini war! Ob es etwa gar mir galt? — — Also wirklich etwas gegen den Staat im Werke? Der stolze Ossuna wirkt noch immer fort. Oder sollte — — Aber ich begreife nicht,

was Foskarini darunter suchen könnte, einer Verschwörung beizutreten? Er? — Was könnte er dabei gewinnen? — Geld, Ehre, Ansehen, alles ist sein. Er könnte alles das wohl verlieren, aber welchen Gegengewinn von eben dieser Größe könnte er zu erhalten hoffen? — Es ist unmöglich! —

XXXI.

Pietro. (öffnet die Thür und geht schnell wieder fort) Entschuldigen Sie sich selbst!

Foskarini. (tritt ein) Seit wann bist du für deine Freunde nicht daheim?

Francesko. Verzeih! — Dir galt es nicht. Es giebt aber gewisse Ueberlästige, die —

Foskarini. O ja! genug giebt es deren welche. — Ich weiß um deine Geschichte, und weiß, daß du Hausarrest hast.

Francesko. So ist es. — Bist du glücklich entkommen?

Foskarini. Entkommen?

Francesko. Warst du es nicht, der, vor ungefähr einer Stunde, hier Händel vor meinem Hause hatte?

Foskarini. Davon weiß ich nichts.

Francesko. So haben wir uns getäuscht. Wir glaubten deine Stimme zu hören. Es gab ein Gefecht, und Alessandro sprang dir beizustehen, auf die Straße.

Foskarini. Ihr habt euch geirrt.

Francesko. Desto besser!

Foskarini. (wirft sich auf einen Stuhl) Hast du nichts Neues gehört?

Francesko. Das schöne Rosenmädchen soll fort seyn, und niemand weiß, wohin. — Sag, weißt du nicht, warum der Färber, bei welchem sie wohnte, eingezogen worden ist?

Foskarini. Verdacht gegen ihn, Staats-angelegenheiten betreffend. Ich habe mich genau nach allem erkundiget. Sie werden ihn wieder los lassen müssen. Es ist ihm nichts zu erweisen, und für die Folter, sind keine hinlänglichen Gründe da.

Francesko. Antonio! — Bist du nicht gewarnt worden? — Dein Onkel ist ein Mitglied der Staats-Inquisition, und du —

Foskarini. Sie haben Verdacht gegen mich. — Das weiß ich. — Sie irren sich. Das weiß ich auch.

Francesko. Du machst deine Freunde unruhig und besorgt.

Foskarini. Ich nicht. Das thun meine Feinde.

Francesko. Man hat Briefe in Chiffern von dir.

Foskarini. Man lese sie. — Ich habe Angelegenheiten in Mailand, um die sich der

Staat

Staat nicht zu bekümmern hat. Ich kann aber davon, wenn ich will, jede Stunde Rechenschaft geben.

Francesko. Das mußt du thun!

Foskarini. Es hat damit keine Eil.

Francesko. Doch wohl! — Du weißt nicht —

Foskarini. Ich weiß alles, was man thut und thun will. Ich könnte gehen. Aber ich bin unschuldig, und bleibe. — Seyd unbesorgt! Ich habe auch Freunde; und mein bester Freund, ist mein gutes Gewissen.

Francesko. Aber du giengst oft zu dem Färber —

Foskarini. Ich habe ihn als Bote gebraucht, und dann, wohnte ja auch Rosalinde bei ihm.

Francesko. Nun! das, hätte mich selbst zu dem Färber führen können. (lachend) Du kenntest das gute Ding wohl sehr gut?

Foskarini. Nichts weniger! Das Mädchen war tugendhaft, und schien auch nicht in dem Stande geboren zu seyn, in welchem sie sich befand.

Francesko. Wo war sie her?

Foskarini. Ich vermuthete, aus Mailand. Deshalb suchte ich ihre Bekanntschaft.

Francesko. Was hast du denn in Mailand?

Foskarini. (lachend) Eine Geliebte.

Francesko. Nein! in der That, du mußt —

Pietro. (stürzt außer sich in's Zimmer) Ach! um Gottes willen!

Francesko. Was giebt es?

Pietro. Die Wache der Staats-Inquisition — ein Senator, und — Ach Gott! da sind sie schon.

(Der Senator und die Wache treten ein.)

Senator. Signor Foskarini! Ihr seyd Gefangener des Staats.

Foskarini. Ich bin mir keines Verbrechens gegen den Staat bewußt. — Ich bin unschuldig angeklagt.

Senator. Das wünsche ich.

Foskarini. Ich folge ganz unerschrocken. — (giebt seinen Degen ab) Gute Nacht Francesko! Schützt die Unschuld, schützt ein schuldloses Gewissen, so sehen wir uns bald wieder. — Ich folge.

Francesko. Gott sey mit dir!

(Ein Theil der Wache führt Foskarini ab, der andere, bleibt zurück.)

Francesko. Bin ich auch Gefangener?

Senator. Vor der Hand, blos Hausarrest. — Jetzt, eine Unterredung unter vier Augen.

(Sie gehen in das Nebenzimmer.)

Senator. Der Doge wünscht, Sie möchten eine Stelle bei der Armee annehmen. Er hat dazu Gründe.

Francesko. Der Republik sind meine Dienste geweiht. Ich diene als Volontair.

Senator. Der Doge läßt Sie ferner ersuchen, ein gewisses Mädchen auszuliefern, eine Geschäftsträgerin Ossuna's, des stolzen Vicekönigs in Neapel, welches Sie, ganz unwissend vielleicht, welche Intrikenmacherin sie ist, blos aus Gefälligkeit, und als ein gutwilliges Mädchen, aufgenommen haben. —

Francesko. Ich habe —

Senator. Die Savii grandi sind von allem unterrichtet. Ziehen Sie sich keine Verdrüßlichkeiten zu. Ihre Unschuld selbst könnte verdächtig werden. — Wir wissen alles.

Francesko. Mein Herr! ich bin Kavalier, und —

Senator. Ihre Delikatesse soll geschont werden. Geben Sie mir die Schlüsseln zu

Ihrem

Ihrem Hinterhause. — Sehen Sie, daß wir alles wissen? — Im Namen der Republik! —

Francesko. Hier sind die Schlüsseln.

* * *

Keinen Pinselstrich weiter an diesem Gemälde!

Foskarini verlor so schnell wie möglich, und unschuldig *) das Leben. Rosalinde ist nie wieder an's Tageslicht gekommen.

Francesko wendete alles an, die Unschuld seines Freundes zu erweisen, und es gelang ihm. Der Senat sah ein, daß er hintergangen worden war, erkennte, laut eines öffentlichen Dekrets, den unglücklichen Foskarini vor

*) Dies sagen die bewährtesten Geschichtsschreiber der Republik. Die ich darüber nachgelesen habe, will ich hier angeben. — Gratiani Hist. Venet. T. I. p. 175. — Vianoli Hist. Veneta, T. II. p. 449. 450. — Nani Cose Veneziane. T. VIII. p. 248.

vor unschuldig, und lies seinem Leichnam alle Ehre wiederfahren. Aber das Leben konnte dem unschuldig Gemordeten nicht wieder gegeben werden.

Eine von jenen raschen, blutigen Handlungen, deren es in der Geschichte der Republik Venedig leider! mehrere giebt.

LB Coburg

25. 6. 70
29. 6. 82 Kop.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vulpius, Christian August,

Romantische Geschichten der Vorzeit

Bd.: 10

1798

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940734-0